

Zeit & Schrift

3 • 2025



*Gesetz und
Gnade
Tabus*

Editorial

- 3** **Alles hat seine Zeit**
Horst von der Heyden · Michael Schneider

Bibelstudium

- 4** **Gesetz und Gnade (1)**
Horst von der Heyden

Lebensfragen

- 16** **Krankheitsheilung in der Bibel (5)**
Wolfgang Vreemann

Lebensbilder

- 24** **Rudolf Kretzer (1907–1975) als Sammler, Auswerter und Multiplikator von »Brüder«-Literatur und -Archivalien**
Hartmut Kretzer

Aktuelles

- 30** **Es gilt ein frei Geständnis: Raphael M. Bonelli über Tabus in unserer Zeit**
Marcel Haldenwang

Vor-Gelesen

- 34** **Matthias Hilbert: Gute Gründe, der Bibel zu vertrauen**
Jochen Klein

Die Rückseite

- 36** **Wo man Gott begegnen kann**
Karl Otto Herhaus

Zeit & Schrift

28. Jahrgang 2025

Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider
Klingelbachweg 5
35394 Gießen
E-Mail: schneid9@web.de

Bestell- und Versandadresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel. 02736 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Horst v. d. Heyden
Sparkasse Burbach-Neunkirchen
IBAN: DE04 4605 1240 0000 5652 59
BIC: WELADED1BUB

Grundlayout:

Wolfgang Schuppener

Bildnachweis:

unsplash.com, pixabay.com

Der regelmäßige Bezug von *Zeit & Schrift* bedingt Kosten von jährlich 10 €.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

Alles hat seine Zeit

Eine ganze Menge der Sprichwörter und Redewendungen, die wir landläufig gebrauchen, sind biblischen Ursprungs – oft ohne dass wir uns ihrer Herkunft bewusst sind. Bei dem Sprichwort, das dieses Editorial überschreibt, ist es möglicherweise anders. Zumindest Christen werden wissen, dass hier eine Aussage zitiert wird, die sozusagen als Überschrift über eine ganze Reihe von Tätigkeiten gesetzt ist, die »Der Prediger« allesamt für zeitlich begrenzt hält (Pred 3,1–8). Die Herausgabe einer Zeitschrift findet sich unter diesen Tätigkeiten nicht. Wenn man wollte, könnte man sie vielleicht dem Tätigkeitspaar »Schweigen hat seine Zeit, und Reden hat seine Zeit« zuordnen.

Unsere Zeit ist äußerst schnelllebig, die Zeit zum Lesen wird offenbar zunehmend weniger. Printmedien haben schon von daher heute einen schweren Stand. Digitale Medien tun ein Übriges: Sie sind allemal schneller, zuweilen aktueller, jedenfalls aber sind sie fast überall verfügbar – sie verdrängen die Printmedien. Kommerzielle Printmedien merken die Abwärtsbewegung an den Verkaufszahlen. Weniger Abonnenten bedeuten weniger Einkünfte. Weniger Einkünfte bedingen höhere Heftpreise oder die Reduktion des Inhalts. Dies wiederum führt erneut zu mehr Abbestellungen – und zur Fortsetzung des Kreislaufs.

Zeit & Schrift hat diesbezüglich sogar ein doppeltes Problem: Das Heft soll nämlich – so war es der erklärte Wille der Herausgeber – kostenlos verteilt werden. Die Festlegung auf Kostenfreiheit hatte gute Gründe, lehnte sie sich doch an die paulinische Überzeugung an, dass das Evangelium kostenfrei sein solle. Die Herausgeber wollten sich zwar nicht mit Paulus vergleichen, und *Z & S* hatte auch nicht die Verbreitung des Evangeliums zum Ziel, wohl aber die Auferebauung der Gläubigen.

Dadurch, dass *Z & S* kostenlos verteilt wird, ist allerdings die Erkenntnis bezüglich der Akzeptanz des Heftes recht schwierig. Ein Bezahlheft würde man kündigen, wenn einem z. B. der Inhalt nicht passt. Bei einem kostenlosen Heft ist davon nicht unbedingt auszugehen. Wenn es einmal kommt, kommt es; ob man es dann auch liest oder nicht, spielt keine große Rolle, da kann man sich »die Mühe der Abbestellung« doch sparen. Ein weiterer Aspekt in diesem Zusam-

menhang ist, dass *Z & S* seit vielen Jahren digital angeboten wird. Das ist für sich genommen eine gute Sache, zumal unbestritten ist, dass die Zahl der digital Lesenden zunimmt. Andererseits gilt aber auch: Wer digital liest, wird das Printheft nicht mehr nutzen.

Zeit & Schrift gibt es seit 1998. Dass das Heft 28 Jahre erscheinen konnte – zunächst zweimonatlich, zuletzt vierteljährlich – ist zunächst und vor allem unserem Herrn zu verdanken, dann aber auch den Spendern, die zum Teil seit vielen Jahren regelmäßig für *Z & S* gespendet haben. Bei denen möchten wir uns auch an dieser Stelle noch einmal ganz herzlich bedanken: Eure Hilfe war uns eine große Ermutigung, und nur durch Euch war es uns möglich, das Heft regelmäßig herauszubringen.

Leider sind die Spendeneingänge seit Jahren rückläufig. Wir haben zwar mehrfach daraufhingewiesen – zuletzt als wir auf vier Ausgaben pro Jahr reduzieren mussten –, konnten dadurch aber die Anzahl der Spender nicht wesentlich beeinflussen. Wir wollen nun mit offenen Karten spielen und für die nötige Transparenz sorgen: Der uns aktuell zur Verfügung stehende Finanzrahmen ermöglicht noch ganze zwei Ausgaben: nämlich dieses Heft und das 4. Heft 2025. Dann ist das Spendenkonto aufgebraucht – und *Zeit & Schrift* Geschichte. Zumindest was die Printausgabe betrifft.

Ja, alles hat seine *bestimmte* Zeit! Ob die von *Z & S* nun gekommen ist, wollen wir dem Herrn überlassen. Wenn er will, dass *Zeit & Schrift* weiter erscheint, wird er auch dafür sorgen – wir sind gespannt.

Horst von der Heyden · Michael Schneider



Gesetz und Gnade (1)

Unser Ziel war Heidelberg. Um 10 Uhr hatten wir dort einen Termin. Nur vor Frankfurt war es zu eingeschränktem Verkehrsfluss gekommen, jetzt war die A5 wieder frei, vierspurig. Der Tachopendelte sich gerade auf 140 ein, als ein Schild auf eine bevorstehende Baustelle verwies. Schon wurde die Geschwindigkeit sukzessive auf 80 reduziert, und von den vier Spuren blieb gerade noch eine einzige übrig. Bauarbeiter waren zwar keine zu sehen, dafür aber großformatige Hinweistafeln. Von denen winkten mir zwei Kinder freundlich zu und machten mich durch eine Sprechblase auf die Länge der Baustelle aufmerksam: noch 8 km! Die nächste Tafel folgte nach 45 Sekunden: noch 7 km. Nach jedem gefahrenen Kilometer die freundlichen beiden Kinder – wobei ihr Gesichtsausdruck dem Verdruss der Autofahrer angepasst schien. Offensichtlich konnten sie nachvollziehen, dass eine solche Baustelle nicht zur Erheiterung beiträgt. Endlich dann wieder eine freudige Miene und der Hinweis: »Bald ist es geschafft! Nur noch 1 km!« Ich wartete auf das letzte Schild und die freundlichen Kinder, die ich schon ins Herz geschlossen hatte – und die ließen nicht lange auf sich warten: »Geschafft! Gute Fahrt!«, prangte es von der letzten Tafel. Die Kinder winkten zum Abschied. Ich bedankte mich – und beschleunigte.

Den Termin in Heidelberg haben wir rechtzeitig erreicht. Es wurde dann noch ein schöner Tag, an den wir gerne zurückdenken. Unvergesslich allerdings auch, dass wir knapp 14 Tage später Post bekamen. Post ist an sich nichts

Ungewöhnliches, wohl aber mit diesem Absender: Regierungspräsidium Darmstadt. In dem Schreiben warf man mir vor, in einem auf 80 km/h begrenzten Autobahnabschnitt die zulässige Geschwindigkeit (messfehlerbereinigt) um 20 km/h überschritten zu haben, was mit 30 € zu Buße schlage. Der Abgleich mit Datum und Ort ergab zweifelsfrei, dass es sich genau um die 8 km lange Beschränkung handelte, deren Ende die beiden freundlichen Kinder durch ihr »Gute Fahrt« angezeigt hatten.

Aber weit gefehlt. Das freundliche Kindersignal hatte die Beschränkung gar nicht aufgehoben. Eine solche erfolgt nach deutschem Gesetz nämlich nicht durch ein Bild, sondern ausschließlich durch ein amtlich zugelassenes Verkehrsschild: schwarzer Kreis auf weißem Grund, graue 80, diagonal durchkreuzt. Basta. Da half weder Einspruch noch Erklärung: Das Gesetz ist eindeutig – und gnadenlos.

Mit dem Gesetz hat wahrscheinlich jeder so seine eigenen Erfahrungen gemacht, zuweilen auch weniger gute. Vor allem dann, wenn sie dem gesunden Menschenverstand zuwiderlaufen. Oder einer anderen gesetzlichen Regelung, sodass ein Konflikt entsteht. Das gibt es in der Tat, weil alle diese Gesetze, mit denen wir es in der Regel zu tun haben, von Menschen gemacht wurden und Menschen nun mal fehlbar sind.

Gesetze für ein auserwähltes Volk

Anders ist es mit den Gesetzen, die wir in der Bibel finden. Die sind göttlichen Ursprungs und deshalb per se unfehlbar. Das heißt zwar

nicht, dass die, denen sie galten, sie auch für gut hielten und beachtet hätten. Im Gegenteil: Wenn man die Geschichte des Gottesvolkes betrachtet, kann man zu dem Schluss gelangen, dass man es manchmal geradezu darauf abgesehen hatte, die göttlichen Gebote zu umgehen, zu missachten oder sogar bewusst zu übertreten. Dabei waren sie doch zum Leben gegeben (vgl. Hes 20,11ff.).

Wie kann man erklären, dass ein Volk, dem Gott exklusiv erscheint (Ps 147,20; 5Mo 4,32ff.), um ihm Regeln und Anweisungen zu geben, deren Beachtung Leben gelingen lässt, gerade diese Regeln in den Wind schlägt? Möglicherweise hat es mit der Lebenssituation zu tun, in der man sich gerade befindet. Eine eher notvolle Lebensphase wird mehr das Verlangen nach Gott und seinen Geboten aufkommen lassen als eine, in der alles zu gelingen scheint.

Eine gute Erklärung findet sich in Nehemia 9. Nachdem die aus der babylonischen Gefangenschaft Zurückgekehrten sich der Geschichte ihres Volkes bewusst geworden sind, preisen sie die überwältigende Güte ihres Gottes, der – trotz Ungehorsams und Widerstands der Väter – sich nicht davon hat abbringen lassen, gnädig und barmherzig zu sein (Neh 9,16ff.). Und bei dieser Gelegenheit charakterisieren sie die Haltung ihrer Väter sehr genau: Sie waren »übermütig und sie verhärteten ihren Nacken und hörten nicht auf deine Gebote. Und sie weigerten sich zu gehorchen ...«

Als »das vermessene Vertrauen eines Menschen auf seine eigenen Kräfte« wird Übermut definiert.



niert.¹ Und das trifft es recht gut. So hatte Gott selbst schon das Volk charakterisiert, bevor er es als sein eigenes erwählte: halsstarrig und überheblich. Und dennoch hatte er es erwählt: Gott wusste, was er tat. Auch die weitere Entwicklung seines Volkes war ihm klar: »es wird essen und satt und fett werden; und es wird sich anderen Göttern zuwenden; und sie werden ihnen dienen; und es wird mich verachten und meinen Bund brechen« (5Mo 31,20). Luther übersetzt das Ergebnis dieser Entwicklung recht anschaulich: »Da aber Jesurun fett ward, ward er übermütig. Er ist fett und dick und stark geworden und hat den Gott fahren lassen, der ihn gemacht hat« (5Mo 32,15).²

Es scheint also mit dem Wohlergehen zusammenzuhängen – dem Wohlergehen, das Gott selbst wirkt. Man könnte sagen: Gott geht das Risiko ein, sein Volk zu segnen – und sich gerade dadurch dessen Widerstand einzuhandeln. Rebellion gegen Gottes gute Vorschriften und Gebote. Gebote, die es übrigens selbst akzeptiert und zu halten versprochen hatte: »Alles, was der HERR geredet hat, wollen wir tun.« Dreimal hatte es diese Zusage gemacht (2Mo 19,8; 24,3-7) und sich damit feierlich an die Beachtung der Gesetze gebunden, zuletzt sogar mit dem ausdrücklichen Zusatzversprechen »und gehorchen«.

Gott hatte sie ernst und beim Wort genommen. Dabei wusste er im Vorhinein, wie sein Volk sich verhalten würde, sobald es sich in Sicherheit und vermeintlich autonom wähnte. Aber Gottes Angebot stand, wie Mose viele Jahre später feststellte: »der HERR hörte die

Stimme eurer Worte, als ihr zu mir redetet; und der HERR sprach zu mir: Ich habe die Stimme der Worte dieses Volkes gehört, die sie zu dir geredet haben; es ist alles gut, was sie geredet haben. Möchte doch dieses ihr Herz ihnen bleiben: mich allezeit zu fürchten und alle meine Gebote zu halten, damit es ihnen und ihren Kindern wohl ergehe auf ewig!« (5Mo 5,28f.). Es war anders gekommen, so wie Gott vorausgesehen und – gesagt hatte. Das Volk in seiner Gesamtheit hatte versagt, hatte die Gebote seines Gottes ignoriert – und die Konsequenzen zu tragen!

Gesetze zum Leben

Nüchtern und mit Abstand betrachtet, erkannten doch einige den Sinn und den Wert der göttlichen Verordnungen und gelangten zu der Überzeugung, dass die Gebote weder Gängelung sind noch die Freiheit beschränken – dass deren Beachtung vielmehr ein erfülltes Leben gewährleistet.

Jeremia war so ein Mensch. Bildhaft beschreibt er die Erfahrungen, die er mit den Geboten Gottes gemacht hat: »Deine Worte waren vorhanden, und ich habe sie gegessen, und deine Worte waren mir zur Wonne und zur Freude meines Herzens; denn ich bin nach deinem Namen genannt, HERR, Gott der Heerscharen« (Jer 15,16).

Ebenso der Verfasser des 119. Psalms. Er nutzt jeden der 176 Verse, um das von Gott gegebene Wort zu preisen. Er selbst kommt sich vor wie ein Mensch, der große Beute gemacht hat, und wie Jeremia empfindet er tiefen inneren Frieden und freudige Wonne, wenn er sich mit den Geboten Gottes beschäftigt.

1 <https://de.wikipedia.org/wiki/Übermut>

2 Jesurun ist eine poetische Bezeichnung für Israel.

Und David, der durchaus geerdet war, den wir als realitätsnahen Menschen wahrnehmen, der auch vor militärischen Auseinandersetzungen nicht zurückschreckte, gerät geradezu ins Schwärmen, wenn er über die Gebote Gottes nachdenkt:

»Das Gesetz des HERRN ist vollkommen und erquickt die Seele; das Zeugnis des HERRN ist zuverlässig und macht weise den Einfältigen.

Die Vorschriften des HERRN sind richtig und erfreuen das Herz; das Gebot des HERRN ist lauter und erleuchtet die Augen.

Die Furcht des HERRN ist rein und besteht ewig. Die Rechte des HERRN sind Wahrheit, sie sind gerecht allesamt;

sie, die kostbarer sind als Gold und viel gediegenes Gold und süßter als Honig und Honigseim.

Auch wird dein Knecht durch sie belehrt; im Halten derselben ist großer Lohn« (Ps 19,8–12).

248 plus 365

613 Gesetze soll die Thora enthalten. Allerdings nicht als zusammenhängende und durchnummerierte Liste, sondern eher versteckt in den Büchern Exodus, Leviticus, Numeri und Deuteronomium – aber erkennbar. Das jedenfalls haben jüdische Rabbinen herausgefunden bzw. festgelegt – und dann auch als Liste veröffentlicht. Man kann sie aus dem weltweiten Netz herunterladen, und wenn man sie dann schwarz auf weiß vor sich hat, staunt man zunächst über ihre Differenziertheit. Zum Beispiel wäre man so ohne weiteres gar nicht darauf gekommen, aus den Anweisungen eines einzelnen Verses mehrere Gebote zu machen.³

Man ist sicher weniger erstaunt über die Zweiteilung der Liste, die Ge- und Verbote unterscheidet, als über deren zahlenmäßige Zuordnung: 248 Gebote und 365 Verbote sollen es sein. Am meisten jedoch überrascht die Doppeldeutung dieser Zahlen. Während man bei der Zahl 365 noch an die Tage eines Jahres denken kann, verbindet der »normale« Leser mit der Zahl 248 eher wenig. Es sei denn, er wäre Biologe oder Mediziner jüdischer Herkunft und Tradition. Nach jüdischer Auffassung soll der menschliche Körper nämlich 248 Glieder haben,⁴ so viele also, wie die Thora Gebote enthält.

Sowohl die Anzahl der Vorschriften als auch deren Zuordnungen etwas willkürlich an⁵ und resultieren wohl aus der Idee, dass das göttliche Gesetz sowohl für jeden Tag des Jahres als auch für jeden Teil des menschlichen Körpers relevant ist – die Gebote also das gesamte Leben des Menschen im Auge haben.

Das abertun sie wahrhaftig – unabhängig von ihrer quantitativen Erfassung. Gott hat das Leben im Blick. Er weiß um den Menschen, den er selbst geschaffen hat – und selbstverständlich auch, dass er »gefallen« ist. Dass der Mensch im Sündenfall zwar zuallererst gegen Gott rebellierte, in der Folge aber auch seinesgleichen zum Feind wurde. Beides galt es zu regeln, in Bahnen zu lenken, damit ein gottgemäßer Gottesdienst und ein geordnetes Zusammenleben gewährleistet werden konnte.

Beispiele

Sich umfassend über die Gebote des AT auslassen zu wollen, wäre



3 So werden aus 3Mo 19,9 drei Gebote: das »Stehenlassen einer Feld-ecke (Pea) bei der Ernte« (120); das »Liegenlassen abgefallener Früchte« (121); das »Liegenlassen vergessener Ähren (Leket)« (122). Entnommen aus: <https://www.talmud.de/tlmd/die-ge-und-verbote-nach-maimonides/#Speisegesetze>

4 Das ist anatomisch nicht exakt. Je nach Zählart geht man heute von 206 bis 214 Knochen aus, die ein erwachsener Mensch haben soll.

5 So tauchen die drei Gebote aus 3Mo 19,9 noch einmal unter der Rubrik Verbote auf und werden dort ebenfalls gezählt – auch wenn sie dort noch mit 3Mo 23,22 und 5Mo 24,19ff. in Verbindung gebracht werden.



ein vermessenem Unterfangen und würde den Rahmen eines solchen Aufsatzes bei Weitem sprengen. Wenn diese Thematik dennoch hier aufgegriffen wird, dann streiflichtartig am Beispiel einiger weniger Verordnungen aus der Fülle derjenigen, die die zwischenmenschlichen Beziehungen des Gottesvolkes regeln sollten. Das waren sicher nicht die wichtigsten Regelungen – die betreffen die Beziehung des Menschen zu Gott. Das jedenfalls entgegnet der Herr dem Pharisäer, der ihn nach dem wichtigsten Gebot gefragt hatte – um dann unmittelbar anzuschließen, dass die Liebe zum Nächsten ebenso wichtig ist (Mt 22,37–40).

Wahrscheinlich haben wir nur eine sehr eingeschränkte Wahrnehmung dessen, was durch den Sündenfall zerstört wurde bzw. ins Wanken kam – die ganze Tragweite erfassen wir ganz sicher nicht. Zum Herrschen war der Mensch geschaffen. Über Fische und Vögel, über Vieh und alles Gewürm, das auf der Erde kriecht – und über die Erde selbst (1Mo 2,26.28). Nicht aber über seinesgleichen! In der ursprünglich geschaffenen Welt gab es keine Rangunterschiede, es herrschte absolute Gleichheit. Der einzige Unterschied bestand im Geschlecht – als wichtigste Voraussetzung dafür, dass die Erde bevölkert werden konnte.

Fürsorge

Unter anderem ist die soziale Ungleichheit mit all ihren Konsequenzen eine Folge des Sündenfalls. Und eine dieser Konsequenzen ist die Armut. Einmal in der Welt, wird sie immer da sein. Darauf verweist Gott selbst, wenn er durch Mose

sagen lässt: *»Der Arme wird nicht aufhören ...«*⁶ Eigentlich aber war es nicht Gottes Absicht gewesen, dass ein zu seinem Volk Gehörender in Armut lebte (vgl. 5Mo 15,4 NGÜ). Weil nach Eden die Realität aber nun einmal anders aussah – und das ist die menschenzugewandte, fürsorgliche Seite Gottes –, sorgte er vor. Und zwar dadurch, dass er auch die Volksgenossen in die Pflicht nahm: *»darum gebiete ich dir und spreche: Du sollst deinem Bruder, deinem Bedürftigen und deinem Armen in deinem Land deine Hand weit öffnen«* (5Mo 15,11). Dieses Gebot könnte man als Zusammenfassung eines ganzen Kanons von Vorschriften verstehen, die allesamt ergangen waren, um den Umgang mit der Armut erträglich zu regeln.

Armut kennt viele Väter. Krankheit und Tod waren (und sind) vielleicht die härtesten, unerbittlichsten. Davon betroffen, kann das Leben aus den Fugen geraten. Aber es gab (und gibt) natürlich noch viele andere Gründe, dass jemand arm wird – plötzlich oder vorhersehbar. Dann waren im Gottesvolk die anderen aufgefordert, dem Bruder zu helfen. Darum ging es immer zunächst: dem Bruder, der Schwester, dem Volksgenossen zu helfen. Dem Fremden auch, aber zuerst dem Bruder: *»Wenn ein Armer unter dir sein wird, irgendeiner deiner Brüder, in einem deiner Tore in deinem Land, das der HERR, dein Gott, dir gibt, so sollst du dein Herz nicht verhärten und deine Hand vor deinem Bruder, dem Armen, nicht verschließen ...«* (5Mo 15,7). Wie der Reiche gehörte ja auch der Arme zu dem Volk, das Gott sich für sich selbst auserwählt

⁶ Was übrigens auch der Herr bestätigt: *»Die Armen habt ihr allezeit bei euch ...«* (Joh 12,8).

hatte. Und das Land, das sie beide bewohnten, war ein Geschenk, das Gott ihnen beiden gemacht hatte. Auch daran erinnerte dieses Gebot den »Noch-Reichen«.

Kein Zins

Die Notlage eines Armen auszunutzen und aus dessen prekärer Situation Profit zu schlagen – nach diesem Prinzip funktioniert, vereinfacht gesagt, das Bankensystem unserer (westlichen) Welt. Dabei ist die Idee so alt wie die Menschheit – und war selbstverständlich auch Grundlage des altorientalischen Kreditwesens.⁷ Umso bemerkenswerter, dass genau diese Art der Kreditvergabe im Gottesvolk keinen Platz haben sollte. Denn dass es sich um eine faszinierende, weil lukrative Idee handelte, auf die über kurz oder lang auch der eine oder andere seines Volkes kommen würde, hatte Gott längst vorausgesehen. Deshalb schob er diesem Ansinnen frühzeitig einen eindeutigen Riegel vor: »Wenn du meinem Volk, dem Armen bei dir, Geld leihst, so sollst du ihm nicht sein wie ein Gläubiger; ihr sollt ihm keinen Zins auferlegen« (2Mo 22,24). Dieses schon im Bundesbuch formulierte Gesetz wird später mehrfach wiederholt und präzisiert. Und weil der Mensch, was die Umgehung der Gebote angeht, ja durchaus kreativ ist, wird es auch noch auf andere »Verdienstquellen« ausgeweitet: »Du sollst deinem Bruder keinen Zins auferlegen, Zins an Geld, Zins an Speise, Zins an irgendeiner Sache, die verzinst wird« (5Mo 23,20). Also: Zins von den eigenen Landsleuten war – egal in welcher Art – definitiv tabu!

Bemerkenswert ist auch die Be-

gründung für die Zinsverbote. Es ging Gott nicht um die Einschränkung von Verdienstmöglichkeiten. Es ging ihm um die zwischenmenschlichen Beziehungen innerhalb seines Volkes: »Du sollst ... dich fürchten vor deinem Gott, damit dein Bruder bei dir lebe« (3Mo 25,36). So wie der Reiche Jahwe zum Gott hatte, so hatte er seinen Nächsten zum Bruder, und dessen Wohl sollte er im Auge haben. Das Gesetz war zum Leben gegeben – und auch der in Schwierigkeiten geratene Bruder sollte leben können!⁸ Deshalb sollte man ihn willig und zinslos unterstützen. Und es sollte kein Almosen sein, was der Reiche dem Armen zu geben schuldig war: »... du sollst ihm deine Hand weit öffnen und ihm willig auf Pfand leihen, was erforderlich ist für den Mangel, den er hat.«

Auf Pfand leihen

Die Unterstützung des Armen sollte geliehen werden, nicht geschenkt. Das erscheint auf den ersten Moment merkwürdig, birgt aber unterhalb der Oberfläche eine sehr tiefgründige Weisheit: Geschenke, in Notsituationen gegeben, bergen die Gefahr, Abhängigkeiten zu erzeugen. Davon warnt die Thora ausdrücklich, insbesondere vor Gericht und bei Rechtsstreitigkeiten (2Mo 23,8). Und das ist nur der eine Aspekt, warum geliehen werden sollte. Ein anderer ist, dass auf diese Weise einer »leichtfertigen Verarmungsmentalität« vorgebeugt wurde. Nach Gottes Willen sollte man, im Schweiß seines Angesichts zwar, aber doch zielgerichtet, für sich und die Seinen sorgen – und nicht dem eigenen Schlendrian frönen,



7 »20% für Geld, und 1 Drittel (d. h. 33 1/3%) für Naturalien, waren der »normale« Zuwachs zugunsten des Gläubigers«, stellt Reuven Yaron fest in: »Drei Deuteronomische Gesetze«, www.juedisches-recht.de

8 Von Fremden, d. h. von Ausländern, die in Israel lebten, durfte dagegen Zins genommen werden (5Mo 23,21).



in dem Bewusstsein, dass andere den zu kompensieren hätten. Und ein weiterer betrifft den »Geber«: Der hatte die Zusage, dass das, was er zur Linderung der Not anderer beitrug, nicht für immer verloren war, was langfristig zur Folge hätte haben können, dass jegliche Motivation zum »Broterwerb« erlahmt wäre. Leihen also sollte man dem Armen – mit der begründeten Erwartung, auch zurückzubekommen, was man geliehen hatte. Und dazu konnte man ein Pfand fordern, eine Sicherheit, die der Arme dem Gläubiger so lange aushändigte, bis er die Schulden wieder zurückzahlen konnte.

Wie fürsorglich, ja geradezu zärtlich Gott die Pfandnahme geregelt hatte, ist ein weiteres Indiz dafür, dass die Gesetze zum Leben gegeben waren: Das Pfand, das dem Leihenden als Sicherheit dienen sollte, durfte der nicht selbst bestimmen. Er konnte nicht dieses oder jenes einfordern, sondern musste nehmen, was der Arme ihm zu geben bereit war. Natürlich sollte es angemessen sein, aber der Gläubiger durfte z. B. nicht mit ins Haus treten, wo er hätte sehen können, was der Arme noch so alles hatte. Draußen musste er stehen bleiben und das Pfand akzeptieren, das ihm der Arme herausbrachte (5Mo 24,10f.).

Und wenn es so war, dass der Bedürftige nichts mehr hatte, was als Pfand hätte akzeptiert werden können, und nur noch seinen Mantel (Umhang) als Sicherheit anbieten konnte, dann musste der Gläubiger den Mantel noch vor Sonnenuntergang wieder zurückbringen. Keineswegs durfte er ihn über Nacht behalten, weil die Ge-

fahr bestand, dass der Arme keine Decke mehr zum Zudecken hatte (2Mo 25,26f.; 5Mo 24,12f.). Auf der gleichen Ebene der Fürsorge liegt das Verbot, als Pfand eine Handmühle oder den oberen Mühlstein einer Getreidemühle zu nehmen, »denn wer das tut, pfändet das Leben« (5Mo 24,6).

Es fällt schwer, sich konkret vorzustellen, wie der Arme innerhalb eines Tages wieder zu Geld hätte kommen können, sodass er in der Lage gewesen wäre, den Mantel wieder einzulösen. Aber darum ging es wohl bei diesen Vorschriften auch gar nicht. Zum einen wollte Gott verhindern, dass der Arme ernstlich zu Schaden kam, und zum anderen, dass der Reiche auf Kosten der Armen immer reicher wurde. Gott ging es um Ausgewogenheit unter seinem Volk. Und darum, den Reichen zu zeigen, wessen Anwalt er ist: »Es wird geschehen, wenn er [der Arme] zu mir schreit, so werde ich ihn erhören, denn ich bin gnädig« (2Mo 22,26).

Knechte

Schwer vorstellbar für uns, die wir in einem relativ gut funktionierenden Sozialstaat leben, dass Not so schwerwiegend und andauernd sein kann, dass dem in Not Geratenen nichts mehr bleibt, als sich selbst oder einen seiner Angehörigen zu verkaufen. Aber auch das kam vor im biblischen Israel. Vielleicht sogar häufiger, als man vermuten könnte. Es gibt dazu jedenfalls eine ganze Reihe von Vorschriften, die auch noch an verschiedenen Stellen wiederholt werden, weil es eine Beziehung darstellte, die Gott eigentlich nicht wollte – dass ein Hebräer

zum Knecht eines Hebräers wurde.

Keinesfalls durfte ein solcher als Sklave behandelt werden (3Mo 25,39f.), weder was sein Ansehen betraf noch die Arbeiten, die er zu verrichten hatte. Er sollte die Stellung eines Tagelöhners haben oder die eines Beisassen⁹, der aber ordentlich bezahlt und nicht als persönlicher Besitz angesehen wurde. Sklave sollte er jedenfalls nicht sein, denn Gott hatte sein Volk einmal aus der Sklaverei befreit, und dahin sollte es kein Zurück mehr geben. Für keinen aus seinem Volk! Wer Gottes Knecht ist, kann keines Menschen Sklave sein!

Tagelöhner

Einerseits erklärt schon der Begriff, um welche Form des Erwerbslebens es geht, wenn jemand in Israel ein Beschäftigungsverhältnis als Tagelöhner einging. Besonders in der Erntezeit, aber auch bei größeren Bauvorhaben wurden Tagelöhner gesucht, aber nicht nur da. Gefunden wurden Menschen, und das war wohl die häufigste Ursache, die wegen materieller Not nicht über die Runden kamen. Wer zum Beispiel, aus welchen Gründen auch immer, sich plötzlich in Armut wiederfand oder wer als Fremder zugezogen war und selbst (noch) kein Eigentum in Israel besaß, nutzte diese Möglichkeit. Er verdingte sich an solche, die Arbeit anboten und damit einen gewissen Verdienst – manchmal auch das Überleben – in Aussicht stellten. Wer sein Leben als Tagelöhner fristete, genoss in der Regel jedenfalls nicht nur wenig Ansehen, er sah sich auch der Gefahr ausgesetzt, dass seine Notlage ausgenutzt wurde: Je dreckiger es ein-

nem ging, desto größer die Gefahr. Denn es hatten ja nicht alle das Bewusstsein eines Hiob, der nicht nur sich, sondern auch seine Diener als Geschöpfe Gottes ansah und ihnen den gebührenden Lohn nicht verwehrte (vgl. Hi 31,13ff.). Gott weiß um das Herz des Menschen, und deshalb sorgte er auch hier vor: »Du sollst nicht bedrücken den bedürftigen und armen Tagelöhner von deinen Brüdern oder von deinen Fremden, die in deinem Land, in deinen Toren sind. An seinem Tag sollst du ihm seinen Lohn geben, und die Sonne soll nicht darüber untergehen – denn er ist bedürftig, und er sehnt sich danach –, damit er nicht gegen dich zum HERRN schreie und Sünde an dir sei« (5Mo 24,14f.).

Diejenigen, die auf ihren Gütern Tagelöhner beschäftigten, waren also verpflichtet, ihnen mit Respekt zu begegnen und sie keineswegs zu benachteiligen. Ihren Lohn sollten sie pünktlich ausgezahlt bekommen – am selben Tag noch! Die Verzögerung der Auszahlung, selbst wenn sie sich nur bis zum nächsten Morgen erstreckte, war Sünde in den Augen Gottes. Arme und Benachteiligte lagen und liegen Gott besonders am Herzen, und er wertet es als krasses Unrecht, wenn die ohnehin schon Schwächeren noch zusätzlich durch Lohnverschleppung übervorteilt werden.

Das Erlassjahr

Eine weitere Besonderheit der göttlichen Rechtsverordnungen für sein Volk war das sog. Erlassjahr, das als Begriff zwar in der Elberfelder Bibel nur zweimal vorkommt (5Mo 15,9; 31,10; Edition CSV), das aber für den Zusammen-



⁹ Also eines Einwohners mit nur eingeschränktem Bürgerrecht.

halt des Gottesvolkes eine große Bedeutung hatte. Im Erlassjahr sollte nämlich die soziale Gerechtigkeit wiederhergestellt werden, die bei dem einen oder anderen Volksgenossen in Schieflage geraten war. Die Regelung verfügte deshalb, dass in jedem siebten Jahr alle noch vorhandenen Schulden erlassen werden mussten.

Das ist sicher heute leichter zu beschreiben, als es damals zu realisieren war – zumindest für den Gläubiger. Der hatte, in der festen Erwartung, dass der Schuldner so bald wie möglich zurückzahlen würde, diesem einen Kredit gewährt – wohlgemerkt zinslos. Das hatte jener auch wirklich vorgehabt. Als er um Hilfe bitten musste, war er noch der festen Überzeugung gewesen, den Kredit binnen Jahresfrist begleichen zu können – spätestens aber im darauffolgenden Jahr. Dummerweise war etwas Gravierendes dazwischengekommen – und nicht nur im ersten Jahr. Auch im zweiten hatte er es nicht geschafft, im dritten auch nicht. Sechs ganze Jahre war er, trotz ernsthafte Bemühens, nicht in der Lage gewesen, seine Schuld zu begleichen. Und nun war schon das siebte angebrochen – und er war wieder schuldenfrei.

Diese Erlassregel hatte Gott eindeutig zugunsten der Armen erlassen, und wir können uns vorstellen, dass die Besitzenden ihr eher skeptisch gegenüberstanden, weil Hilfsbereitschaft dadurch zum Wagnis wurde. Denn wer könnte dann noch garantieren, dass man das Geliehene zurückbekam? Natürlich wusste Gott um dieses die Hilfsbereitschaft einschränkende Risiko. Gott kennt seine Leute und

weiß auch um ihren Erfindungsreichtum, wenn es darum geht, sich vor Verantwortung zu drücken. »Hüte dich«, lässt er deshalb mit deutlicher Schärfe verkünden: *»Hüte dich, dass in deinem Herzen nicht ein Belialswort sei, dass du sprichst: Es naht das siebte Jahr, das Erlassjahr!, und dass dein Auge böse sei gegen deinen Bruder, den Armen, und du ihm nichts gebest, und er gegen dich zum HERRN schreie, und Sünde an dir sei! Willig sollst du ihm geben, und dein Herz soll nicht ärgerlich sein, wenn du ihm gibst; denn wegen dieser Sache wird der HERR, dein Gott, dich segnen in all deinem Werk und in allem Erwerb deiner Hand«* (5Mo 15,9f.).

Zumindest zwei Dinge werden hier hervorgehoben: Verweigerte Hilfeleistung ist kein Kavaliersdelikt, sondern ein böser Akt und wird als Sünde gewertet – schon der Gedanke daran ist von Übel, weil es um den Bruder geht, den Volksgenossen, der dieshalb nicht vergeblich zu Gott schreien wird. Und zweitens: Gott lässt sich nichts schenken. Den fröhlichen Geber hat Gott lieb (2Kor 9,7) und wird ihn segnen. Gott war (und ist) der Anwalt derer, denen es nicht so gut geht. Deshalb hat er diese Gesetze damals erlassen – das Prinzip allerdings hat er beibehalten, es gilt, wie Paulus später schreiben wird, auch in der neutestamentlichen Gemeinde (2Kor 8,13f.).

Die Erlassregelung betraf natürlich auch diejenigen, die sich selbst oder einen ihrer Angehörigen verkauft hatten, um überleben zu können. Maximal sechs Jahre konnte ein solcher Zustand dauern, dann kam man wieder frei (2Mo 21,2–6). Dieses Freikommen hing nicht

vom Wohlwollen des Gläubigers ab, wie wir das heute von Gnaden gesuchten kennen, wo gute Führung und eine positive Prognose dafür ausschlaggebend sind. Das Freikommen im siebten Jahr war göttlich verbrieftes Recht. Und dabei kam man nicht nur frei! Gott sorgte für einen echten Neuanfang: *»Wenn du ihn frei von dir entlässt, so sollst du ihn nicht leer entlassen: Du sollst ihm reichlich aufladen von deinem Kleinvieh und von deiner Tenne und von deiner Kelter; von dem, womit der HERR, dein Gott, dich gesegnet hat, sollst du ihm geben«* (5Mo 15,13f.).

In den Augen des Gläubigers wird das möglicherweise hart gewesen sein, aber Gott verband auch mit dieser Regelung einen pädagogischen Aspekt, weshalb fortfährt: *»du sollst dich daran erinnern, dass du ein Knecht gewesen bist im Land Ägypten und dass der HERR, dein Gott, dich erlöst hat; darum gebiete ich dir heute diese Sache.«* So wie der Mensch eigentlich Gottes Repräsentant auf dieser Erde sein sollte, so sollen in seinem Volk die Prinzipien gelten, nach denen Gott selbst handelt – ein Aspekt übrigens, der nichts von seiner Aktualität eingebüßt hat.

Das Jubeljahr

Das Sich-selbst-Verkaufen galt sozusagen als Ultima Ratio, als allerletztes Mittel, das eigene Überleben zu sichern. Wahrscheinlich war ein Israelit, der sich zu diesem letzten Schritt veranlasst sah, vorher schon den zweitletzten gegangen: den Verkauf des eigenen Landes. Was für uns heute eher selbstverständlich erscheint, sich in einer akuten wirtschaftlichen Notlage

ggf. von einem Teil seiner Immobilien zu trennen, bedeutete für die Angehörigen des Gottesvolks eine wirkliche Herausforderung. Und das hing mit der besonderen Beziehung zusammen, die Gott zu seinem Volk eingegangen war, und mit dem daraus resultierenden Verständnis von Landbesitz.

Das Zuteilen von Land an die Völker der Erde, und im konkreten Fall an Abraham und seine Nachkommen, war Folge der Tatsache, dass die gesamte Erde Gott gehört (Ps 50,12) und er sie nach Belieben verteilen kann und verteilt – was nach der Flut ja auch so geschah (1Mo 10,25; vgl. Apg 17,26). Als Gott für sich selbst das Volk Israel zum Eigentum erwählte, teilte er ihm das Land Kanaan zu. Als Abraham nämlich, auf Gott vertrauend, seine Heimat verlassen hatte und in das ihm unbekannte Land gezogen war, wurde ihm genau dieses Land von Gott versprochen. Und zwar sollte es ihm und seinen Nachkommen »zum ewigen Besitztum« gehören – eine Zusage, die Gott mit einem Eid bestätigte und mehrfach wiederholte (1Mo 15,18; 17,6f.; 48,4 u. v. a.). Eine Zusage übrigens, die auch heute noch besteht – und die im aktuellen Nahostkonflikt noch eine zentrale Rolle spielen wird.

Das Land Kanaan also sollte dem Gottesvolk gehören. Damit war das geografische Terrain erst einmal als kollektiver Besitz abgesteckt. Wie aber kam es dann zu Privatbesitz? Denn wenn Gott den Israeliten ihr Land zum Besitz zuteilte, war damit auch gemeint, dass er es ihnen zur persönlichen Verwaltung und Nutzung übertrug – und zwar: ein für alle Mal! Damit die Auf-

teilung Kanaans gerecht erfolgte und nicht zu Streit und Missgunst führte, hatte Gott selbst die Zuteilung des Landes übernommen, indem er schon während der Wüstenreise verfügte, dass durch Los bestimmt werden sollte, wer was bekam (4Mo 26,55; 33,54) – was ja nichts anderes bedeutet, als dass er selbst bestimmte, was jeder Familie seines Volkes als adäquates Stück Land zugeteilt wurde. Und das sollte ihr auch verbleiben – »auf ewig« (2Mo 32,13). Sowohl das Erbrecht als auch das Heiratsrecht für Töchter waren darauf abgestellt, dass das der Familie zugeteilte Land nicht in fremde Hände kam; zumindest im eigenen Stamm sollte es verbleiben: »damit nicht ein Erbteil der Kinder Israel von Stamm zu Stamm übergeht; denn die Kinder Israel sollen ein jeder an dem Erbteil des Stammes seiner Väter festhalten« (4Mo 36,7f.).

Für Gott war es offenbar besonders wichtig, dass das Land an den Besitzer gebunden blieb und umgekehrt. Von daher ist die Regelung des Jubeljahrs¹⁰ zu verstehen, das in jedem 50. Jahr stattfinden sollte – beginnend mit dem Jahr der Landnahme. »Und ihr sollt das Jahr des fünfzigsten Jahres heiligen und sollt im Land Freiheit ausrufen für alle seine Bewohner. Ein Jubel-Jahr soll es euch sein, und ihr werdet jeder wieder zu seinem Eigentum kommen und jeder zurückkehren zu seinem Geschlecht« (3Mo 25,8ff.). Wie schon gesagt, widrige Umstände konnten im Extremfall dazu führen, dass man sogar das ererbte Land verkaufen musste – aber man hatte die gesetzlich verbrieft Zusage, dass das nicht für immer so blieb.

So wie im Erlassjahr (Sabbat-



¹⁰ Auch Halljahr (Luther) oder Jubeljahr (Menge) genannt, zu dessen Beginn die Posaune (das Widderhorn) geblasen wurde.



jahr) jeder Israelit wieder in Freiheit kam, so würde im Jubeljahr auch jedes Stück Land wieder zurück an seinen ehemaligen Besitzer gelangen. Das Gesetz war zum Leben gegeben und eröffnete auch über die Not des aktuellen Tages langfristige Perspektiven und Sicherheiten. Der Israelit, der sich gezwungen sah, eigentlich unverkäufliches Land veräußern zu müssen, hatte die göttliche Zusage, dass in absehbarer Zeit alles wieder auf null gesetzt würde. Jeder Israelit erhielt durch diese Regelung seine zweite Chance. »Und das Land soll nicht für immer verkauft werden, denn mein ist das Land; denn Fremde und Beisassen seid ihr bei mir« (3Mo 25,23).

Die doppelte Begründung dieses Verses (*denn ... denn*) hat es in sich. Es ist hier zwar nicht das Thema, aber es lohnt sich, über die Konsequenzen dieser göttlichen Feststellung einmal nachzudenken – gerade in der aktuellen Situation des Nahen Ostens: »*Mein ist das Land*« – »*ihr seid Fremde bei mir!*«

Das Sabbatgeböt

Die alttestamentliche »Sozialgesetzgebung« erschöpfte sich nicht in den Vorschriften für Zins und Pfand und den Regelungen zu Erlass- und Jubeljahr. Auch das Sabbatgeböt beinhaltet neben dem spirituellen einen ausgeprägten sozialen Aspekt. Erstmals erwähnt werden der Sabbat und die damit verbundenen Regelungen, als es um die Versorgung in der Wüste mit dem göttlichen Manna geht (2Mo 16,23ff.). Erstaunlich, dass diese Anweisungen schon kurze Zeit¹¹ später verallgemeinert und in den Rang eines der Zehn Ge-

böte erhoben werden.¹² Am siebten Tag zu ruhen und auf Gottes Versorgung zu vertrauen, darum ging es zunächst und vor allem bei diesem Geböt für sein Volk. Verbunden hatte Jahwe es mit einer Gehorsamsprüfung: »damit ich es prüfe, ob es wandeln wird in meinem Gesetz oder nicht« (2Mo 16,4). Dass diese Prüfung offensichtlich notwendig war, zeigt der Umstand, dass einige genau das nicht beachteteten und auch am siebten Tag ausschwärmten, um einzusammeln. Allerdings vergeblich – und zum erklärten Missfallen Jahwes.

Es ging bei diesem Geböt aber nicht nur um Vertrauen und Gehorsam, es hatte auch eine ausgeprägte soziale Dimension: Denn nicht nur der Hausherr und seine Familie, auch seine Knechte und Mägde sollten in den Genuss der Ruhe kommen. Ja, selbst die Fremden, die sich gerade in der Nähe aufhielten, und sogar die Tiere sollten einen Tag ausruhen dürfen. Das Sabbatgeböt schützte also fürsorglich gerade die Schwächeren und sorgte somit ein Stück weit für Gerechtigkeit. Denn weil es für alle gleichermaßen galt, erinnerte es die Israeliten daran, dass vor Gott prinzipiell alle gleich sind und niemand dauerhaft unterdrückt werden darf. Gerade der Aspekt der Gleichheit wird im 5. Buch Mose noch einmal besonders hervorgehoben. Da wird das Geböt nicht nur ergänzt mit dem Zusatz: »damit dein Knecht und deine Magd ruhen wie du«, da wird auch noch einmal mit Nachdruck auf die eigene Geschichte verwiesen: »Und erinnere dich daran, dass du selbst ein Knecht gewesen bist in Ägypten ...« (5Mo 5,14f.).

11 Nur wenige Wochen.

12 Anders als bei den übrigen neun Geböten des Dekalogs bezeichnet Jahwe das Sabbatgeböt als ein speziell für Israel geltendes »Zeichen zwischen mir und den Kindern Israel ewiglich« (2Mo 31,12–17).

Rechtssachen

Vor Gott sind alle Menschen gleich, oder, wie es Paulus im Römerbrief formuliert: »*Es ist kein Ansehen der Person bei Gott*« (Röm 2,11). Ein Prinzip, das sehr weitreichende Konsequenzen hat und nicht erst im Neuen Testament bekannt wurde (vgl. 5Mo 10,17). Dieser göttlichen Sichtweise entspricht allerdings nicht unbedingt auch die menschliche. Der Mensch neigt vielmehr zur äußeren Differenzierung, meist nach Rang und Ansehen (zuweilen auch Aussehen) – was allerdings zu eklatantem Unrecht führen kann, sowohl im Abhängigkeitsverhältnis zwischen »Arbeitgeber und Arbeitnehmer« (Grundbesitzer und Tagelöhner) als auch in der Rechtsprechung. Ein Unrecht, das Gott völlig zuwider ist und das er durch eindeutige gesetzliche Bestimmungen unterbinden wollte.

Es ist ja nicht verwunderlich, dass Gerechtigkeit für Gott eine große Rolle spielt, wo er doch selbst im höchsten Maß gerecht ist, ja sozusagen den absoluten Maßstab für Gerechtigkeit darstellt. Da soll es natürlich auch gerecht zugehen unter denen, die zu seinem Volk gehören. Daher zeichnen sich auch viele der »juristischen Verordnungen« dadurch aus, dass sie zum Schutz gerade der Hilfsbedürftigen – der Minderbemittelten, Witwen, Waisen, Fremden – erlassen wurden, all derer also, denen es aufgrund ihrer materiellen und gesellschaftlichen Situation ohnehin schon nicht gut ging.

Überhaupt sollte der offene, ehrliche Umgang miteinander Grundlage jeder Geschäftsbeziehung sein. Der Betrug, ein im

alten Orient nicht unbekanntes Verhaltensmuster, war nach Gottes Willen absolut verpönt. Natürlich resultierte der allgemeine und der individuelle Wohlstand zuallererst auf dem Handel mit allem, was Land- und Forstwirtschaft hergaben. Und dem konnte man durch manipulierte Gewichtsteine und gefälschte Hohlmaße leicht mal auf die Sprünge helfen. Nicht so nach Gottes Willen: »*Denn ein Gräu[e]l für den HERRN, deinen Gott, ist jeder, der dies tut, jeder, der Unrecht tut*« (5Mo 25,13ff.; 3Mo 19,35f.).

Fazit

Über einen kleinen Bruchteil der zahlreichen Gebote, die Gott durch Mose hatte publizieren lassen, haben wir ein wenig nachgedacht – bei Weitem nicht erschöpfend. Wollte man sie gruppieren, könnte man sie den Sozialgesetzen zuordnen, Geboten also, die die zwischenmenschliche Beziehung regeln sollen. Andere legen den Fokus eher auf den Tempeldienst, auf Opfer und Feste, auf Obrigkeit und Gericht, auf Götzendienst und Krieg – oder auf die Beziehung zu Gott. Und wenn man es recht bedenkt, haben alle mit dem Ersten und dem Letzten zu tun, drehen sich alle um die Beziehung zu Gott und die Beziehung zum Mitmenschen. So sagte es ja auch der Herr selbst, als er nach dem »*große[n] Gebot in dem Gesetz*« gefragt wurde. Da verwies er auf das Gebot der Gottesliebe und auf das der Nächstenliebe und stellte dann fest: »*An diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten*« (Mt 22,36–40).

Paulus, für den die mosaischen

Gesetze »*heilig und gerecht und gut*« (Röm 7,12) waren, fasste sie später sogar zu einem einzigen zusammen: »*Denn das: ›Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht beghehen, und wenn es irgendein anderes Gebot gibt, ist in diesem Wort zusammengefasst: ›Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst*« (Röm 13,9).

Es geht also um die Liebe. Und weil die bei uns eben in der Regel zu Gott und zu dem Nächsten nicht sehr ausgeprägt ist, weil wir ihn und sie nicht so lieben wie uns selbst, deshalb hat Gott die Gebote gegeben – als Nachhilfinstrument sozusagen.

Horst von der Heyden

Krankheitsheilung in der Bibel (5)



5. Wunderheilungen

b. Wunderheilungen heute (Fortsetzung)

Heilung durch Gottes Wirken

Um es ganz klar zu sagen: Gott ist es, der das Monopol für übernatürliche Heilungen in den Händen hält. Das, was okkulte Kräfte zustande bringen, sind im Grunde genommen nur »billige Plagiate«, die auf Dauer niemals das halten, was sie versprechen. Oft genug werden sie mit dem Preis anderer Krankheiten oder sogar mit dem Preis der eigenen Seele bezahlt. Mehrfach sind mir Patienten begegnet, die zum Teil unter schweren psychischen Störungen litten, nachdem sie zuvor Hilfe bei esoterischen Heilern in Anspruch genommen hatten. Im Gegensatz dazu kann ich bestätigen, dass Gottes Heilungen mit absoluter Sicherheit ohne jede Nebenwirkung sind.

Wenn wir im biblischen Sinne von »Zeichen und Wundern« sprechen, denken wir unwillkürlich zuerst an die Heilungswunder und da ganz besonders an die spektakulären Heilungen von körperlich Behinderten mit Lähmung, Blindheit u. a. Das sollen aus Gottes Sicht tatsächlich Zeichen sein, gleichsam unübersehbare »Verkehrszeichen«, die auf entscheidende Weggabelungen in Gottes Heilsgeschichte hinweisen. Aber Gottes Heilkraft bleibt dabei nicht stehen, sie geht weit über das Körperliche hinaus. Natürlich sind diese äußerlich sichtbaren Heilungen nicht nur spektakulär und bewundernswert, sondern auch unendlich wohltuend. Wenn ich selbst von Blindheit oder Lähmung geheilt würde, wüsste ich vor lauter Freude und Dankbarkeit nicht, was ich tun sollte. Gott schaut aber nicht nur auf das Äußere, sondern er schaut das Herz an: »*Ein Mensch sieht, was vor Augen ist, Jahwe aber sieht auf das Herz*« (1Sam 16,7). Das Herz ist für Gott also wichtiger als der Körper, das Innere des Menschen mit Geist und Seele hat für unseren Vater im Himmel absolute Priorität. Und für die Heilung des Inneren gibt es auch keinen Konkurrenten, dafür ist einzig und allein die Liebe und Gnade Gottes zuständig und nicht der Teufel, der in diesem Bereich nur Unheil anrichtet. Gott ist der Einzige, der auf allen Ebenen echte Heilung anbietet: bei körperlichen Krankheiten, bei psychischen Störungen, bei der schwersten Verstümmelung der Seele, nämlich durch Schuld und Sünde, und nicht zuletzt auch bei allen Beziehungen, sowohl horizontal zu unseren Mitmenschen als auch vertikal zu unserem Schöp-

fer und Vater im Himmel. Dieses umfassende Wirken Gottes dürfen wir nie aus den Augen verlieren, wenn wir über göttliche Heilung nachdenken.

In seiner Souveränität und Gnade heilt Gott, ohne an ein festes Schema oder an Prinzipien, Formeln oder Vorschriften gebunden zu sein; und er heilt ohne Ansehen der Person: sowohl treue Diener wie den König Hiskia (2Kö 20) als auch gottlose Menschen wie König Jerobeam (1Kö 13) oder Herrscher, die er zur Besinnung und zur Gotteserkenntnis führen will wie den König Nebukadnezar (Dan 4); sie alle erlebten ein Heilungswunder aus Gottes Hand. Das war zur Zeit des Neuen Testaments nicht anders, und ich bin sicher, dass diese Grundsätze göttlichen Handelns auch heute noch gültig sind.

Jeder mag sich einmal bei seinen Verwandten oder im Bekanntenkreis umhören: Überall gibt es Menschen, die Erstaunliches erlebt haben, wenn sie zum Beispiel einen schweren Unfall unverletzt überstanden haben oder wenn sich ganz plötzliche und unerwartet starke Beschwerden besserten oder wenn ein Angehöriger geheilt wurde, der schon im Sterbezimmer lag. Meist hört man dann den Ausspruch: Das war ja wie ein Wunder! Und immer wieder gebe ich daraufhin den Kommentar, in diesem Satz das »wie« doch bitteschön wegzulassen. Warum sollen wir solche Ereignisse nicht als Wunder Gottes annehmen? Leider sind wir so veranlagt, dass wir für alles, was geschieht, eine »natürliche« oder sogar »wissenschaftliche« Erklärung suchen, auch wenn es nur eine vage Theorie ist. Damit geben wir uns dann eher zufrieden als mit der Überzeugung, dass Gott seine Hand im Spiel hat und manchmal auch gegen die Naturgesetze handelt, wenn er den Menschen helfen will.

Viele Patienten leben mit der Vorstellung, in der Medizin sei alles vorhersehbar und planbar. Dem ist aber nicht so. Oft genug stehen die Ärzte vor einem Rätsel und wissen nicht weiter: Befunde lassen sich nicht zuordnen, Krankheitsverläufe sind völlig überraschend und Heilungen widersprechen allen bisherigen Erfahrungen. Die studierten Fachleute tun sich dann schwer, das eine oder andere zu erklären, und kommen manchmal nicht umhin, die gleiche Äußerung wie die Laien von sich zu geben: »Wie durch ein Wunder ... wurde die Patientin geheilt / hat sich der Befund gebessert / ist diese Operation gelungen / hat das Medikament doch gewirkt / lebt die Patientin mit

dieser Krebserkrankung immer noch.« Das sind nur einige Beispiele von vielen, die ich selbst erlebt habe. Sie gehören zum medizinischen Alltag, und wir tun gut daran, Gott in unser Denken (und Handeln!) mit hineinzunehmen. Dann brauchen wir uns bei weitem nicht so oft den Kopf zu zerbrechen wegen ungeklärter Fragen. Vieles lässt sich einfach medizinisch oder naturwissenschaftlich nicht erklären. Und da ist es gut, wenn wir einen Vater im Himmel haben, mit dem wir diese Dinge besprechen können; und bei mancher Heilung ist auch tiefe Dankbarkeit angebracht!

Ich denke an eine liebe Christin, bei der nach längeren Hustenattacken ein Lungentumor (im Röntgenbild ein sogenannter »Rundherd«) festgestellt wurde. Auch in den damals noch üblichen »Schichtaufnahmen« war der Befund nachweisbar. Also sollte die Patientin ins Krankenhaus aufgenommen, weiter untersucht und dann wenn möglich operiert werden. Alles sah nach einer bösartigen Erkrankung aus, und Angst und Sorgen waren entsprechend groß. Auch Christen bleiben davon nicht verschont, aber sie können beten. Und das geschah auch in der Familie, in der Gemeinde und unter den Freunden. Keiner weiß genau, wie viele Gebete nach oben geschickt wurden. Als dann der Tag der Krankenhausaufnahme kam, wurden in der Röntgenabteilung noch einmal einige Kontrollaufnahmen des Tumors angefertigt. Zum Erstaunen der Ärzte war der Rundherd nicht mehr nachweisbar, der Brustkorb mit Herz und Lunge bot ein normales, altersentsprechendes Bild. Zuerst dachte man an eine Verwechslung, prüfte alte und neue Röntgenaufnahmen, ließ nochmals eine Kontrolle anfertigen, immer dasselbe Ergebnis: Kein Tumor mehr zu sehen! Die Mediziner und Wissenschaftler suchten verzweifelt nach einer Erklärung und fanden keine. Schließlich wurde die Patientin kopfschüttelnd aus der Klinik entlassen, nicht ohne die dringende Empfehlung, den Befund in zwei oder drei Wochen nochmals kontrollieren zu lassen. Es wurde nie wieder etwas gefunden!

Was war hier passiert? Ich weiß es nicht (medizinisch) – oder besser gesagt: geistlich weiß ich es doch! Es war ein Wunder Gottes, eine Heilung als Antwort auf Gebete und Glauben. Mit tiefer Dankbarkeit haben alle Beteiligten dieses Wunder angenommen und noch lange daran gedacht.

Eine andere gläubige Patientin hatte Brustkrebs mit



zahlreichen Metastasen (Tochtergeschwülsten) an mehreren Stellen, unter anderem war fast die ganze Haut des Brustkorbs betroffen, es sah schrecklich aus. Sie wurde mit Chemotherapie und Bestrahlungen behandelt, bekam mehrfach bedrohliche Komplikationen, schwere Infektionen und Kreislaufprobleme. Nach menschlichem Ermessen hatte sie vielleicht noch zwei oder drei Monate zu leben. Aber »wie durch ein Wunder« besserte sich der Zustand langsam, aber sicher, und – ob Sie es glauben oder nicht – die Patientin lebt heute, da ich diese Zeilen schreibe, immer noch! Mehr als 12 Jahre sind vergangen, vor einigen Wochen bin ich ihr noch einmal begegnet, sie war fröhlich und recht fit: ein echtes Krebsheilungswunder! Jetzt wird der Fachmann sagen: »Na ja, da haben die Zytostatika, die Tele-Kobalt-Bestrahlung und die Antibiotika schließlich doch noch angeschlagen; erstaunlich, aber wahrscheinlich medizinisch so erklärbar!« Allerdings berücksichtigt er dabei nicht den nahezu aussichtslosen Befund der Patientin, und er berücksichtigt auch nicht das, was ich weiß, nämlich dass viele Christen für die Frau gebetet haben. Deshalb brauche ich nicht lange zu grübeln und denke ganz einfach: »Du großer Gott, lieber Vater im Himmel, du erhörst die Gebete deiner Kinder und tust wirklich faszinierende Wunder. Danke dafür!«

Ein letztes, am eigenen Körper erlebtes Beispiel: Bei einer routinemäßigen Ultraschall-Untersuchung stellte mein ärztlicher Kollege bei mir einen etwa 6,5



cm großen, fixierten und soliden Rundherd im rechten Unterbauch fest. Er machte ein bedenkliches Gesicht und meinte: »Da brauchen wir unbedingt noch ein bildgebendes Verfahren.« Das ist so ein Mediziner-Jargon, den Laien kaum verstehen können. Die Bedeutung dieser Aussage ist: Wegen Tumorverdacht muss dringend ein CT oder MRT gemacht werden. Vor genau 10 Jahren war ich wegen Prostatakrebs operiert worden, also stieg doch langsam die Unruhe in mir hoch, obwohl ich keine Beschwerden hatte. Oder war da nicht doch ab und zu ein leichtes Ziehen im Unterbauch?

Was tut man als Christ in dieser Situation? Nicht schwer zu erraten: Man betet, man spricht mit seinem Ehepartner über die Sorgen und überlegt, wie so ein Tumor weiter untersucht und behandelt werden kann. Sie werden sich wundern, ich habe trotzdem ruhig geschlafen und bin einige Tage später für ein CT zum Radiologen gefahren. Als ich zur Befundbesprechung in das Sprechzimmer der Ärztin ging, hatte ich mich schon auf eine schlimme Nachricht eingestellt. Stattdessen hörte ich fast ungläubig die Worte: »Herr Kollege, ich kann Sie beruhigen, ich sehe keinen Tumor; aber für Ihre Rückenschmerzen kann ich Ihnen einen Befund anbieten. Sie haben ...« Und dann folgte die Besprechung der Röntgenbilder. Die erste Reaktion war eine totale Erleichterung, die zweite ein: »Danke, Herr, für Dein Wunder!«, die dritte ein Gespräch mit meiner Frau und die vierte eine Mit-

teilung in der Gebetsrunde der Gemeinde. Natürlich könnte ich jetzt meine Vernunft anstrengen und irgendwelche anatomischen Erklärungen für den Ultraschallbefund heranziehen, aber ich kann genauso die »Auflösung« des Befundes in Wohlgefallen als Wunder Gottes betrachten. Das Ganze ist gut ein Jahr her, die tiefe Dankbarkeit ist geblieben.

Jeder Leser wird aus eigener Erfahrung etwas dazu beitragen können. Ganz erstaunliche Gebetserhörungen und Heilungen habe ich auch bei schweren Depressionen schon erlebt, ebenso überraschende Besserungen und Heilungen der Schizophrenie, wie man sie in der Medizin praktisch nie beobachtet. Mit solchen Erlebnissen von Wundern Gottes im Alltag kann man ganze Bücher füllen. Tatsächlich gibt es sehr viele glaubwürdige Berichte (u. a. Eric Metaxas: *Wunder*, SCM-Verlag, Holzgerlingen 2015). Damit wird ganz eindeutig dokumentiert, dass Gott auch heute noch Wunder tut und Menschen heilt, ganz so wie es sein Wille ist.

Was können wir zur Heilung beitragen?

Angesicht der soeben geschilderten Heilungswunder Gottes muss die erste spontane Antwort eigentlich lauten: »Gar nichts.« Dennoch brauchen wir nicht untätig zu verharren, wenn eine Krankheit im Leben auftaucht. Auch wenn Gott in jeder Phase des Lebens der Handelnde ist, können oder besser gesagt sollten wir doch etwas tun. Wir pfuschen Gott damit nicht ins Handwerk, wir greifen ihm auch nicht vor. Aber vielleicht erwartet er sogar etwas von uns?

Das erste Stichwort lautet **Annahme**, und zwar mit einer mehrfachen Bedeutung:

- Ich nehme die Krankheit an, weil mein Vater im Himmel sie so zugelassen hat, ich sage Ja dazu und lege alles in seine Hände. Das ist oft schwerer, als es hier aussieht.
- Ich nehme die Hilfen dankbar an, die Gott mir schickt: Krankenwagen, Krankenhaus, Krankenschwestern, Untersuchungen, Medikamente, Operationen, Familienangehörige, ...
- Ich nehme den Verlauf der Krankheit an und rebellierte nicht gegen Komplikationen, gegen die Ärzte, gegen die Therapie, gegen das Schicksal, gegen Gott selbst, ...

Das zweite Stichwort heißt **Gebet**, ebenfalls mit einer mehrfachen Bedeutung:

- Das Gebet des Kranken, mit dem er sich an seinen Herrn Jesus Christus und an Gott, den Vater, wendet. Wir brauchen dafür keine äußere Form und keine Voraussetzungen zu erfüllen. Jeder darf so zu Gott reden, »wie ihm der Schnabel gewachsen ist«. Das können flehentliche Bitten sein, zweifelnde Fragen, bittere Vorwürfe oder Dank für Geborgenheit. Unser Vater im Himmel hat immer ein offenes Ohr und ein liebevolles Herz für seine Kinder, auch wenn die ihn mal nicht verstehen können oder ihm Vorwürfe machen.

- Das Gebet von Familienangehörigen, Freunden und Gemeindemitgliedern, die wir darum bitten, einschließlich des Gebets der ganzen Gemeinde. Die Macht solcher Gebete sollten wir nicht unterschätzen. Viele Kranke berichten davon, dass sie sich »wie auf betenden Händen getragen fühlen«. Dieses Bewusstsein gibt Ruhe und Sicherheit ins Herz, und wir bewegen damit – wie es so treffend heißt – den mächtigen Arm Gottes.

- Das besondere Krankengebet der Ältesten (siehe Jak 5). Weil dieser ganze Abschnitt im Jakobusbrief so wichtig ist, werde ich darauf weiter unten noch eingehen.

Das dritte Stichwort ist das **Vertrauen**:

- In erster Linie Vertrauen auf meinen mächtigen Vater im Himmel, der alles in seiner Hand hält, auch den Verlauf meiner Krankheit.

- Wenn ich mir bewusst bin, dass Gott die Menschen meiner Umgebung ebenfalls an seiner Hand hat, kann ich auch dem behandelnden Arzt, dem operierenden Chirurgen und der betreuenden Krankenschwester vertrauen und lebe dadurch bedeutend ruhiger. Ich brauche nicht ängstlich nach den vielleicht besseren Alternativen zu suchen.

- Vertrauensvoll darf ich die Arzneimittel einnehmen, weil Gott sie benutzen kann. Und er wird mir auch früh genug die Nebenwirkungen zeigen, damit sie bei mir keinen Schaden anrichten.

Der letzte Punkt ist die **Mitarbeit**. Vielleicht denkt mancher Kranke: Wenn Gott heilen will, ist meine Mitarbeit fehl am Platz. Aber, so wage ich einzuwenden, kann es nicht auch sein, dass Gott gerade durch die Mitarbeit den Kranken heilen will? Zunächst lautet die Frage, die Jesus auch dem Kranken am Teich Bethesda stellt: »Willst du gesund werden?« Der Wille zur Gesundheit ist der erste Schritt der Mitarbeit. Wer überhaupt nicht gesund werden will, weil er irgend-



einen Nutzen oder Vorteil durch seine Krankheit hat (das kommt tatsächlich vor!), bei dem kann man sich die größte Mühe geben, da wird Heilung nicht gelingen. Daneben ist Mitarbeit gefragt bei der gewissenhaften Einnahme von Medikamenten, bei krankengymnastischen Übungen, bei der Einhaltung einer Diät und bei vielen weiteren Angeboten im Gesundheitswesen: Ohne Mitarbeit wird, rein menschlich gesehen, nichts aus der Besserung und Heilung! Natürlich kann Gott heilen ohne alle Hilfsmittel, aber wer weiß das schon im Einzelfall? Vielleicht will er meinen Gehorsam testen und die angebotenen Möglichkeiten dabei benutzen? Auf jeden Fall sollte ich mich so bemühen, als ob es einzig und allein auf meine Bemühungen ankommt – und ich sollte so intensiv und voller Vertrauen beten, als ob nur das Gebet der entscheidende Beitrag zur Heilung wäre.

Krankheit – Gebet – Heilung: ein »Automatismus«? (Jak 5)

Weil dieser Abschnitt der Bibel für das Thema Heilung so wichtig ist, möchte ich ihn hier wörtlich zitieren und einige Erklärungen dazu geben:

»Wenn jemand von euch Schweres durchmacht, soll er beten. Ist jemand voller Zuversicht, soll er Loblieder singen. Wenn jemand von euch schwach oder krank ist, soll er die Ältesten der Gemeinde zu sich rufen, damit sie ihn im Namen des Herrn mit Öl einreiben und über ihm beten. Das vertrauensvolle Gebet wird den Kran-



ken retten. Der Herr wird ihn aufrichten und ihm vergeben, wenn er Sünden begangen hat. Bekennt also einander die Sünden und betet füreinander, damit ihr geheilt werdet. Das Gebet eines Gerechten vermag viel und erweist sich als wirksam. Elija war ein Mensch wie wir. Er betete, dass es nicht regnen solle. Da regnete es dreieinhalb Jahre lang nicht mehr im Land. Er betete noch einmal, da schenkte der Himmel Regen und die Erde brachte ihre Frucht. Wenn jemand unter euch von der Wahrheit abirrt, meine Brüder, und einer bringt ihn zur Umkehr, dann denkt daran: Wer einen Sünder von seinem falschen Weg zurückbringt, wird dessen Seele vom Tod retten und eine Menge Sünden zudecken.« (Jak 5,13–20)

Wenn wir diese Verse der Bibel lesen, bleibt uns sehr leicht eine Aussage im Gedächtnis haften (wie es in einigen Übersetzungen auch heißt): »Das Gebet des Glaubens wird den Kranken heilen.« Daraus ziehen wir dann ganz schnell die Schussfolgerung: Wenn jemand krank ist, muss er nur richtig beten und genug Glauben haben, dann wird er geheilt, so wie ein Automatismus oder eine mathematische Formel:

Krankheit + Gebet + Glaube = Heilung

Da gibt es nur ein Problem: Was ist, wenn die Heilung ausbleibt? War dann mein Gebet falsch oder nicht lang oder intensiv genug? Oder hat es eher an meinem Glauben gelegen, der zu schwach oder zu klein war? Hat Jesus nicht gesagt: »Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn, würdet ihr Berge versetzen kön-

nen«? Dann kann mein Glaube ja nur winzig klein sein, wenn es nicht einmal ein wenig besser wird mit meinen Beschwerden. Schon machen sich Zweifel breit an Gottes Allmacht und an Gottes Versprechungen. Es ist also hilfreich, wenn wir uns die Worte der Bibel einmal im Zusammenhang und ganz genau ansehen. Was will Jakobus bzw. was will Gott selbst uns in diesem Abschnitt mitteilen, was ist die zentrale Aussage? Fangen wir vorne an.

Jakobus, der Schreiber des Briefes, ist Pragmatiker, der uns ganz praktische kurze Tipps für unser Glaubenslebens gibt:

- Wenn du Probleme oder Belastungen hast, dann bete zu Gott. Das ist eigentlich für jeden Christen selbstverständlich; und sogar Menschen, die sonst von Gott nichts wissen wollen, fangen in großer Not an zu beten.

- Wenn es dir gut geht, sing einfach mal ein Loblied für Gott. Das ist eine gute Sache und eine leichte Übung. Meine Frau singt gerne mal vor sich hin, meine Mutter hat es auch getan, und selbst muss ich immer wieder erfahren, dass von Herzen gesungene Loblieder der Seele und der Beziehung zum Vater im Himmel einfach gut tun.

- Wenn du schwach oder krank bist, sollst du die Ältesten (oder die Leiter) der Gemeinde zu dir rufen. Das ist schon nicht mehr so selbstverständlich. In vielen Gemeinden wird es nicht praktiziert, und damit fehlt leider ein wichtiges Element des praktischen Glaubenslebens. Trotzdem – man kann ja mit dieser biblischen Empfehlung einfach mal anfangen, die Gebrauchsanweisung steht hier. Die Gemeindeführer können sich abstimmen und der Gemeinde das Angebot mitteilen oder im Infoblatt veröffentlichen. Dann braucht ein Kranker wirklich nur noch zum Telefon zu greifen und die richtige Nummer zu wählen. Ausdrücklich steht hier, dass die Initiative vom Kranken ausgehen sollte, und das sollten wir beachten. Wir dürfen dieses Gebet niemandem aufzwingen.

- Dann sollen die Ältesten aktiv werden, zu dem Kranken gehen, ihn mit Öl einreiben (»mit Öl salben« steht in anderen Übersetzungen) und über ihm beten. Eigentlich ist das alles gar nicht schwierig: Da ist ein angeforderter Krankenbesuch, mindestens zwei Älteste machen sich auf den Weg und nehmen ein kleines Fläschchen Öl mit (vielleicht war es früher Olivenöl), geben ein paar Tropfen davon auf den Kopf, die

Stirn oder den Hals des Kranken und beten über ihm. Das ist das biblische Minimalprogramm. Wie man das mit dem Öl macht, ist der eigenen Fantasie überlassen, die Bibel schreibt da nichts vor. Aber hier steht, dass die Ältesten über (nicht mit) dem Kranken beten sollen. Vielleicht ist er so krank, dass er nur noch liegen und selbst nicht mehr beten kann? Oder sollen die Ältesten ihre Hände über ihn halten, um so symbolisch die Verbindung zum Vater im Himmel und den Segen Gottes darzustellen? Zusätzlich können die Ältesten auch noch einige mutmachende und tröstende Bibelverse zitieren, das ist jedem selbst überlassen. Auf jeden Fall ist es nicht schwer, sich nach den übigen Empfehlungen der Bibel zu richten.

- Unmittelbar danach lesen wir die kurze Verheißung: »Das Gebet des Glaubens wird den Kranken heilen (oder: retten).« Wie oben schon erwähnt, wird dieser Satz oft aus dem Zusammenhang gerissen. Gottes Versprechen gilt also zunächst nur für das besondere Krankengebet der Ältesten; außerdem wird als Voraussetzung der Glaube (oder das Vertrauen) erwähnt, was eigentlich bei ernsthaftem Beten eines Christen selbstverständlich erscheint. Und dann heißt es, dass der Kranke dadurch geheilt oder »gerettet« wird. Hier steht das griechische Wort *sozo*, was auch den Charakter unseres Herr Jesus Christus als Retter und Heiland (*soter*) beschreibt. Also geht die Bedeutung dieser Zusage deutlich weiter als »nur«, dass unsere Krankheit geheilt wird. Hiermit ist Gottes Hilfe, Bewahrung, Beistand, Stütze, ja Rettung aus schwerer Not gemeint. Unser Vater im Himmel will sich nicht nur um die körperlichen Beschwerden kümmern, sondern vielmehr auch um Herz und Seele. So wie Jesus in erster Linie Retter unserer Seele und Heiland unseres Lebens ist, so umfassend ist auch dieses Versprechen Gottes. Und der Schwerpunkt seines Handelns gilt immer unserer Seele.

- Das wird auch durch die folgende Aussage unterstrichen: »Der Herr wird den Kranken aufrichten und ihm vergeben, wenn er Sünden begangen hat.« Hier schreibt uns Jakobus ebenfalls wieder kurz und knapp das Wesentliche. Neben der Rettung oder Heilung betont er hier die mutmachende und kraftspendende Wirkung des Gebets, und hinter allem steht unser Herr! Zu unserem Erstaunen lesen wir dann etwas von Sündenvergebung, obwohl vorher mit keinem Wort von Sünde die Rede war. Aber es gibt durchaus die Möglichkeit,



dass Gott uns wegen einer persönlichen Sünde durch Krankheit erziehen muss. Für Jakobus ist es selbstverständlich, dass ein gläubiger Christ diesen Zusammenhang erkennt, Buße tut und seine Sünden bekennt. Gott zögert dann nicht mit seiner Gnade und Vergebung. Wir sollten beachten, dass hier ein »wenn« steht, womit deutlich gesagt ist, dass nur im Einzelfall und nicht immer eine Krankheit als Folge persönlicher Sünden auftritt.

- »Bekennet also einander die Sünden und betet füreinander, damit ihr geheilt werdet.« Der nächste Glaubensstipp, der dasselbe Thema berührt. Durch individuelle Schuld beim Zusammenleben in der Gemeinde kommt es oft genug zu Auseinandersetzungen und Konflikten, die eine ganze Gemeinde belasten können. Die Beziehungen sind nachhaltig gestört und häufig treten als Folge dieser Spannungen psychosomatische Erkrankungen auf. Das ideale Patentrezept des Jakobus: Seid offen und ehrlich zueinander, bekennt die gegenseitige Schuld und betet füreinander. Dann werdet ihr Heilung erfahren – sowohl bei euren psychosomatischen Krankheiten als auch in euren belasteten Beziehungen. In der Medizin und auch in der Psychologie sind diese Zusammenhänge bekannt. Die Bibel wusste darum schon fast 2000 Jahre früher.

- Danach folgt der Hinweis auf die Wirksamkeit des Glaubensgebets mit einer Erfahrung aus dem Leben des Propheten Elia. Dieses Beispiel ist ein wichtiger



Schlüssel zum Verständnis des ganzen Abschnitts. Im Kommentar weiter unten werde ich näher darauf eingehen.

- Im letzten Tipp geht es um Menschen, die sich vom Glauben abgewandt haben. Wer sich um einen solchen Verirrten kümmert und ihn zurückbringt, darf sich vor Augen halten, dass er eine Seele gerettet und in eine lebendige Beziehung zu Gott und zu den Gläubigen gebracht hat. Der Ausdruck »er wird durch diese Tat eine Menge von Sünden bedecken« befremdet uns etwas. Wie kann man Sünden bedecken? Ich denke, für Jakobus ist es wieder selbstverständlich, dass in einem solchen Fall der »Verirrte« durch Sündenbekenntnis volle Vergebung erlebt hat. Im Anschluss daran sind wir als Gemeinde aufgefordert, selbst die schlimmsten Sünden der Vergangenheit nie mehr wieder zum Thema zu machen. Sie sind ein für alle Mal zugedeckt. Gott wird nie mehr an sie denken, und wir sollten es genauso halten.

Kommentar zu diesem Abschnitt

Was ist nun der Schwerpunkt dieser Bibelstelle? Was möchte Gott uns damit deutlich machen? Wie oben beschrieben, bleibt bei uns in erster Linie das Stichwort »Heilung« haften. Und da denken wir automatisch an die Heilung von körperlichen Krankheiten. Aber ist das wirklich Gottes einzige Absicht? Der Schlüssel zu dieser Frage liegt in dem Beispiel aus dem Leben Elias. Wenn der Heilige Geist uns zur Haupt-

sache auf die Krankenheilung durch Gottes Wirken aufmerksam machen wollte, hätte er ein anderes Ereignis aus dem Gebetsleben Elias herangezogen, nämlich die Auferweckung des gestorbenen Sohnes der Witwe aus Zarpas (1Kö 17). Stattdessen steht hier, dass Elia um Dürre im Land und dreieinhalb Jahre später um Regen gebetet hat. Was bedeutete damals diese Situation für die Menschen in Israel? Sie hatten sich dem Götzendienst zugewandt und ihre Beziehung zu Gott aufgegeben. Durch das Gebet um Trockenheit und um Regen sollten sie die Macht Gottes erkennen und ihre Beziehung zu ihm wieder erneuern, was ja dann am Berg Karmel auch geschah.

Dem Geist Gottes kommt es also nicht in erster Linie auf körperliche Heilung, sondern auf lebendige, gute Beziehungen an. Und jetzt verstehen wir auch die übrigen Glaubenstipps des Jakobus. Denn bei jedem einzelnen Hinweis geht es um dasselbe Thema: Beziehung zu Gott, wenn ich Probleme habe oder wenn es mir gut geht oder wenn ich krank bin oder wenn meine Sünden die Beziehung belasten oder wenn ich vom rechten Weg abgeirrt bin – immer soll ich mit meinem Vater im Himmel Kontakt aufnehmen, entweder selbst oder mit der Hilfe anderer. Die Beziehung untereinander steht im Mittelpunkt, wenn sie durch persönliche Schuld getrübt ist. In jedem Fall können Sündenbekenntnis und Gebet Heilung bringen, in erster Linie also bei den Beziehungen und dann auch bei den Krankheiten, die vielleicht dadurch ausgelöst wurden. Gott ist ein Gott der Beziehungen, und er legt ganz großen Wert darauf, diese zu pflegen und nicht verkümmern zu lassen. Gleichzeitig möchte er, dass wir an Leib, Seele und Geist gesund bleiben. Deshalb ließ er uns den Abschnitt im Jakobusbrief niederschreiben.

Wolfgang Vreemann



EIN AUSZUG AUS:

Rundum gesund

Gottes geniales Gesundheitskonzept

Christliche Verlagsgesellschaft

Dillenburg 2019

ISBN 978-3-86353-576-6

272 Seiten, € 14,90

Rudolf Kretzer (1907–1975)

*als Sammler, Auswerter und Multiplikator von
»Brüder«-Literatur und -Archivalien*

Vorbemerkung

Mit nun 80 Jahren bin ich dabei, mein Haus zu bestellen und meine umfangreiche Bibliothek zu sichten und zu reduzieren. Sie ist mir in ihrem Grundbestand zu einem guten Teil von meinem Vater Rudolf Kretzer überkommen, ebenso wie sein umfangreicher archivalischer Nachlass zur »Brüder«-Geschichte, den ich bereits vor einigen Jahren bis auf wenige eher persönliche Stücke an das Archiv beim Forum Wiedenest übergeben habe. Ich bin immer wieder erstaunt, was mein Vater zusammengesammelt, gelesen, kommentiert und z. T. schriftlich ausgewertet hat und welche Anregungen er nicht nur mir, sondern vielen an

der Geschichte der »Brüder« Interessierten gegeben hat und durch seinen Nachlass noch geben kann.

Es ist als Sohn nicht leicht, einen markanten Vater zu würdigen, dabei neben Licht auch Schatten zu sehen, wenn auch ein großer Dank für die erfahrenen Impulse und das Geleistete fraglos überwiegt.

Werdegang

Mein Vater ist am 3. August 1975 im Alter von 68 Jahren verstorben. Geboren wurde er am 8. März 1907 in Geisweid (heute Siegen). Sein Vater, ein Hüttenarbeiter, verstarb mit knapp 31 Jahren und hinterließ seine verwitwete Ehefrau mit zwei kleinen Jungen. Deren Mutter hatte kaum eine Rente, putzte bei Fa-

milien und arbeitete später in der Kantine der Siegener AG (SAG Geisweid), einer Stahlbaufirma.

Rudolf besuchte die Volksschule in Klafeld (später Klafeld-Geisweid) und konnte sie etwas früher verlassen, um als Arbeiter zum Familienunterhalt beizutragen, während sein älterer Bruder Wilhelm in der gleichen Firma eine Lehre als Schlosser absolvierte. Als der Bruder damit fertig war, begann Rudolf dort eine Dreherlehre, die er wegen guter Leistungen vorzeitig abschloss. Beide Brüder trafen auf den Werkmeister Karl Bender aus der Gemeinschaftsbewegung, der vor allem für Rudolf ein geistlicher Mentor und beruflicher Förderer wurde. Von 1926 bis 1928 besuchte Rudolf Kretzer in Siegen die Staatliche Fachschule für die Eisen- und Stahlindustrie, die er mit einem beachtlichen Zeugnis abschloss. In der Zeit der Weltwirtschaftskrise, den späten 20er und frühen 30er Jahren, sorgte Meister Bender dafür, dass immer einer der beiden Brüder in Lohn und Brot war und die Mutter unterstützen konnte.

Mutter Laura Emma geb. Woltenweber (1874–1939) ging mit ihren heranwachsenden Jungen in die »Versammlung« bei Ziliox in Weidenau. Um 1930 bekehrte sich Rudolf Kretzer bei einer Evangelisation von Paul Schwefel (1874–1960). Er nutzte Phasen der Arbeitslosig-



Rudolf und Hertha Kretzer

keit, um mit dem Fahrrad durchs Siegerland zu fahren und »Brüder«-Literatur und Hefte des *Botschafters* zu sammeln, zu lesen und später binden zu lassen. Die wirtschaftliche Scheinblüte der Nazis ließ den Dreher Kretzer alsbald wieder feste Arbeit finden und erlaubte ihm, in wachsendem Umfang »Brüder«-Literatur und Theologika zu kaufen und zu studieren. Zugleich stand er vor einem Dilemma: Früh hatten ihn in die USA ausgewanderte Freunde vor den Gefahren des heraufziehenden Nationalsozialismus gewarnt und ihn aufgefordert, Hitlers *Mein Kampf* zu lesen. Dadurch wurde er gegen das braune Gift immunisiert und verfolgte nun auch genauer die Auseinandersetzung der Bekennenden Kirche mit dem NS-Staat, etwa die Kontroverse Walter Kühneths mit Alfred Rosenberg.

Die NS-Zeit – Schwerpunkt des Nachlasses

Für Kretzer war deutlich, dass das NS-Regime ihm keine berufliche Perspektive bieten konnte, außer dass er bald ein begehrter Rüstungsfacharbeiter wurde, der bis Februar 1943 als »unabkömmlich« vom Wehrdienst freigestellt war. Jetzt hatte er gleichwohl, noch nicht verheiratet, die Mittel, in größerem Umfang »Brüder«-Literatur, auch englische, und Theologika, speziell Kirchengeschichte, zu kaufen oder aus dem Ausland kommen zu lassen. Er las aber auch weltliche Literatur.

1940 heiratete Rudolf Kretzer meine Mutter Hertha, geb. Schnell (1910–2001).

Seit vielen Jahren führte er eine Korrespondenz mit führenden

deutschen »Brüdern« wie Fritz von Kietzell (1885–1942) und dem eigenständigen Schriftausleger Franz Kaupp (1866–1945) in Freudenstadt. Etliche dieser Briefe und Anfragen zu Auslegungen einzelner Bibelstellen entstanden aus Gesprächen von Rudolf Kretzer mit Werkmeister Karl Bender und wurden dann Franz Kaupp zugestellt, der damals biblische (An-)Fragen aus dem Raum der »Brüder« beantwortete, etwa in der *Tenne*, den *Handreichungen*, in *Menetekel*, *Die letzte Stunde* und im *Botschafter*.¹

Das Verbot der »Christlichen Versammlung« vom 13. April 1937 durch die Nazis² schuf eine neue Situation sowohl für Franz Kaupp als auch für Rudolf Kretzer. Es entstand in kurzer Zeit die einmalige Gelegenheit für eine von den Nazis verbotene religiöse Gruppierung, unter bestimmten Auflagen weltanschaulicher Art und bei Einführung einer transparenten Führungsstruktur und einer dem System genehmen Führungspersönlichkeit einen »Bund freikirchlicher Christen« (BfC) zu gründen, dem die Geschwister der soeben verbotenen »Versammlung« individuell beitreten konnten, sofern sie die obigen Aufnahmebedingungen (und einige vom »Reichsbeauftragten« Dr. Hans Becker [1895–1963] zusätzlich eingeführte theologische Bedingungen wie »Duldsamkeit«) erfüllten. Ein Großteil der vom Verbot betroffenen Geschwister wie auch ein Großteil der bisherigen »Reisebrüder« trat zügig in den BfC ein und passte sich dem neuen, von Dr. Becker vorgegebenen Kurs an.

Eine Minderheit aus beiden Gruppen ging nicht in den BfC.

1 Kurzes Lebensbild von Franz Kaupp in: *Biblische Fragen beantwortet von Franz Kaupp*, Neustadt/Weinstraße (Ernst Paulus) 1971, S. 5–10. Die dort abgedruckten Fragen und Antworten, sprachlich leicht überarbeitet, stammen zu einem guten Teil aus der Sammlung von Rudolf Kretzer. Es ist anzumerken, dass Kaupp mit weiteren Brüdern korrespondierte. Eine Übersicht über seine veröffentlichten und zu veröffentlichenden Antworten und Ausarbeitungen fehlt, soweit ich sehe, bisher.

2 Zur Vorgeschichte, zur Durchführung und zu den Folgen (auch Rechtsfolgen) dieses Verbots vgl. die sorgfältig gearbeitete und materialreiche Dissertation von Andreas Liese: *verboten, geduldet, verfolgt – Die nationalsozialistische Religionspolitik gegenüber der Brüderbewegung*, Hammerbrücke (Jota) 2003, sowie Hartmut Kretzer (Hrsg.): *Quellen zum Versammlungsverbot des Jahres 1937 und zur Gründung des BfC*, Neustadt/Weinstraße (Ernst Paulus) 1987. Eine weitere wichtige Publikation ist die Dissertation von Andrea Strübind: *Die unfreie Freikirche. Der Bund der Baptistengemeinden im »Dritten Reich«*, Wuppertal/Kassel (R. Brockhaus / Oncken) 2019. Durch den Zusammenschluss des BfC mit den Baptisten entstand 1942 der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (BEFG), der bis heute die deutschen Baptisten und einige ehemalige BfC-Brüdergemeinden umfasst.



Franz Kaupp (1866–1945)

Aus ihr versammelten sich viele fortan in Privathäusern zur geistlichen Erbauung und zeitweise zum Brotbrechen. Diese Zeit des Verbots und der Verfolgung festigte Rudolf Kretzers Gemeinschaft mit den »Nichtbündlern«.

Über die Legitimität bzw. die Schriftwidrigkeit des BfC wurden schriftliche und mündliche Kontroversen ausgetragen, wobei die »Nichtbündler« im Geltungsbe- reich der Nazis bei Androhung von Rechtsfolgen bei Zuwiderhandlung in die Illegalität gedrängt wurden und keine Druckerzeugnisse verwenden konnten. Sie konnten nur im Untergrund hergestellte und heimlich und konspirativ verbreitete Kritik am BfC äußern. Dies taten sie dann in erheblichem Umfang, wobei ihnen vom Ausland auch gedruckte Stellungnahmen zu Hilfe kamen.³

Eine Schlüsselposition unter den deutschen »Nichtbündlern« nahmen die Stellungnahmen und die Kritik am BfC durch Franz Kaupp ein. An der Verbreitung der illegalen Schriften waren zahlreiche Brüder wie Wilhelm Stücher (Eiserfeld) und Walter Müller (Eiershausen) und viele andere mehr beteiligt – auch Rudolf Kretzer, wie die detaillierten Recherchen von Andreas Liese nahelegen.⁴

Diese Aktivitäten blieben der Gestapo nicht verborgen. Sie hatte diese Treffen im Blick, ver- hörte die Beteiligten, kam so vielen sich im Untergrund treffenden »Nichtbündlern« auf die Spur und brachte viele ab 1938 wegen Fort- führung einer verbotenen Verei- nigung zur Anklage. Dabei trat Dr. Becker auch als Sachverständiger im Sinne der Anklage gegen ehe-

malige Glaubensgeschwister auf.

Am 19. Juli 1942 hob die Gestapo eine Hausversammlung in Siegen- Geisweid aus, an der Rudolf Kretzer teilnahm. Es kam zur Anklage vor dem in Siegen tagenden Sondergeri- cht Hagen und am 19. Dezember 1942 zur Verurteilung zu sechs Wo- chen Haft wegen Fortführung ei- ner verbotenen Versammlung. Ru- dolf Kretzer brauchte diese Haft, wahrscheinlich wegen seiner Un- abkömmlichkeit als Rüstungsfach- arbeiter, nicht anzutreten, obwohl er bereits 1938 in gleicher Sache eine Verwarnung erhalten hatte.

Bei Franz Kaupp hatte die Ge- stapo die Adresse von Rudolf Kret- zer gefunden. Kaupp konnte ihn warnen, dass wahrscheinlich eine Hausdurchsuchung bei ihm statt- finden würde. Nun lagerte Kretzer Teile seiner Bibliothek und wert- volle Dokumente aus der Kontro- verse um den BfC auf den Dachbo- den seines Schwagers Erich Schnell im benachbarten Ferndorf aus. Die Familie Erich Schnell war der Ge- meinschaftsbewegung verbunden.

Zur Hausdurchsuchung meines Elternhauses in Geisweid kam es am 25. Januar 1943. Die Gestapo konfi- sizierte den Großteil seiner verblie- benen Bibliothek und nahm Rudolf Kretzer vom 26. Januar bis 11. Fe- bruar 1943 in Siegen in Haft. In die- ser Zeit steckte ein Unbekannter durch ein Oberlicht in das am Siege- ner Markt gelegene ebenerdige Ge- fängnis eine niederländische Un- tergrundzeitung mit der Nachricht, dass die 6. Armee in Stalingrad kapi- tuliert hatte. Wie wir heute wissen, war das die Wende des Krieges. Nun entschlossen sich die Nazis, den bisher »unabkömmlich« gestellten Rüstungsfacharbeiter Rudolf Kret-

3 Die Dokumentation von H. Kret- zer (vgl. Anm. 2) umfasst wahr- scheinlich nur die wichtigsten Do- kumente der Auseinandersetzung, da es keine Übersicht über die un- gedruckten, bloß vervielfältigten Stellungnahmen gibt, ebenso we- nig über andere mögliche Privat- nachlässe (außer dem von Dr. Ul- rich Bister und dem von Gerhard Jor- dy, beide im Archiv Wiedene- st).

4 Liese, wie Anm. 2, S. 530f., 638.

zer zur Wehrmacht einzuziehen und an der Ostfront einzusetzen – man brauchte dort jeden Mann, und vielleicht würde man ihn auf diesem Weg auch schnell loswerden...

Es kam aber anders, denn ein Bruder aus dem BfC, der Weidenauer Bildhauer Hermann Kuhmichel (1898–1965), sorgte auf der Schreibstube der Siegener Wehrmacht dafür, dass Kretzer als Facharbeiter nach einer Kurzausbildung als Panzergrenadier einer Reparatureinheit, die in der Etappe russische und deutsche Panzer reparierte, zugeordnet wurde und nie in die eigentlichen Kämpfe verwickelt wurde. Er war sich aber bewusst, auch dadurch am Kriegsgeschehen mittelbar mitzuwirken.

Nach einer Erkrankung war er nicht mehr wehrtauglich, aber seine alte Firma weigerte sich, ihn wieder einzustellen, da sie sonst einen ihrer NS-Bonzen als Soldat hätte abgeben müssen. Als Kretzer mit dem ablehnenden Bescheid seiner Firma zum Truppenarzt zurückkehrte, erklärte dieser ihm sinngemäß: »Ich habe in deine Personalakte geschaut – du magst die Nazis nicht, ich auch nicht. Ich schreibe dich nun ›wehruntauglich‹.«⁵

Damit musste seine alte Firma Rudolf Kretzer wieder einstellen. So erlebte er das Ende des Krieges in seiner Firma.

Die Nachkriegszeit

Unter einem von der englischen Besatzungsmacht eingesetzten kommunistischen Bürgermeister fand Rudolf Kretzer Zugang zu Büro und Archiv einer Siegerländer BfC-Gemeinde und konnte seine Dokumente mit denen der BfC-Ge-

meinde abgleichen und vermutlich auch komplettieren.

Er versuchte zugleich, die Besatzungsmächte von der NS-Verstrickung des BfC zu überzeugen, hatte damit aber angesichts der internationalen Kontakte der Baptisten innerhalb des BEFG und seiner fehlenden Englischkenntnisse keinen dauerhaften Erfolg, zumal ihm die führenden Brüder der »Alten Versammlung« darin nicht folgten.

Umso wichtiger war ihm die möglichst vollständige Sammlung aller relevanten Dokumente zum BfC, zum BEFG und zum späteren »Freien Brüderkreis« und ihre Aufbewahrung für eine kompetente spätere wissenschaftliche Forschung. Zu diesem Zweck führte er zeit seines Lebens eine ausgedehnte Korrespondenz mit Befürwortern und Gegnern dieser Gruppierungen und den Zeitzeugen, ebenso mit Theologen wie Karl Barth und Otto Weber.

Nach außen hielt er sich fortan mit scharfer Kritik an den Führern von BfC und BEFG zurück, wie seine Publikation von 1948 belegt.⁶ Diese umfasst im Überblick auch ausländische Wurzeln und Zweige der Brüderbewegung, wie auch der gesamte Nachlass weit über die BfC-Kontroverse hinausgeht und auch die Entwicklung der »Alten Versammlung« kritisch verfolgt.

Intern sah Rudolf Kretzer das Verhängnis, das der BfC für die deutsche Brüderbewegung bedeutete. Eine offene Frage ist dabei, ob der BfC nicht auch für den »Freien Brüderkreis« noch eine Hypothek darstellte, gab es doch zeit seines Lebens kein Schuldbekenntnis zum theologisch falschen Weg, indem der BfC z. B. Judenchristen von ei-



Wilhelm Stücher (1898–1969)

5 Persönliche Erinnerung aus wiederholten Erzählungen meines Vaters.

6 Rudolf Kretzer: »Die Brüderbewegung«, in: *Für Arbeit und Besinnung. Kirchlich-theologische Halbmonatsschrift für evangelische Geistliche* 2 (1948), S. 380–383, 410–412.



Klara Becker-Emde (1871–1944)

ner Mitgliedschaft ausgeschlossen hatte.

Rudolf Kretzer interessierten vor allem die eigenständigen Köpfe unter den »Brüdern« (und Schwestern, wie Klara Becker-Emde [1871–1944]) – diejenigen von den »Exklusiven« und »Offenen Brüdern«, die wie Willy Windgasse (1887–1950) nicht in den Bund gingen, oder auch solche wie Rufus Flügge (1914–1995) oder Dr. Jakob Köbberling (1911–2005) im BEFG.

Beruflich wurde er nach dem Krieg 1953–57 in seiner alten Firma Vorarbeiter, dann Werkmeister. Er gehörte (immer ohne Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft) nach der Kapitulation dem Betriebsrat und als Arbeitnehmervertreter von 1953 bis 1957 dem Aufsichtsrat der SAG an. Mit Arbeitskollegen und Mitläufern, die Nazis gewesen waren, ging er nachsichtig um und stellte etlichen von ihnen in ihren Entnazifizierungsverfahren »Persilscheine« aus. Auch dem Gestapo-Beamten Bültmann, der seine Bibliothek konfisziert hatte, bescheinigte er, ihn 1942/43 »hart, aber nicht willkürlich« behandelt zu haben. Kretzer selbst war 1952 vom Anerkennungsausschuss des Landkreises Siegen als »Geschädigter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft« anerkannt worden. Ehrenamtlich führte er in der Firma eine kollegiale »Freud- und Leidkasse« und engagierte sich in arbeitsrechtlichen Fragen für seine Mitarbeiter.

Frühpensionierung und Alter

Bis zu seiner Erkrankung 1961 und Frühpensionierung 1962 versah er seinen Beruf engagiert und mit Facharbeiterstolz. Parallel zu einer

herausfordernden Berufstätigkeit und auch nach seiner Frühpensionierung führte er eine weitgefächerte Korrespondenz, um offene Fragen um die Gründung von BfC, BEFG und »Freiem Brüderkreis« und zur Entwicklung der »Alten Versammlung« zu klären und seine Dokumentation zu komplettieren. Parallel arbeitete er Teile einer »Brüder«-Geschichte, die ihm vorschwebte, aus, gab Anregungen zu Examensarbeiten und Dissertationen und lieb Archivalien aus, wenn die Rückgabe gesichert war, was leider nicht immer geschah.

Er kannte seine Dokumente und führte sie offen in die Auseinandersetzungen um den Weg der deutschen Brüderbewegung vor und nach 1937 bzw. 1945 ein, auch konspirativ, wenn er den Eindruck hatte, dass man Unliebsames verschweigen wollte. Dann tauchte aus seiner Sammlung manches Dokument auf, das auf der jeweiligen Tagesordnung nicht vorgesehen war. Mit dem, was er letztlich als Dienst an den Brüdern verstand, machte er sich nicht nur Freunde, und so saß er manchmal zwischen allen Stühlen.

Bei seiner Trauerfeier sagte der Trauerredner aus dem Kreis der »Freien Brüder«: »Rudolf Kretzer ist dem Gesetz der Brüder gestorben.« Er ging seinen eigenen Weg, auch in längerer gemeindlicher Isolierung.

Lange von der Schriftgemäßheit des Weges der »Alten Versammlung« überzeugt, war er dabei im Alter zurückhaltender. In seinen letzten Lebensjahren bedauerte er manchen Übereifer und manche Überspitzung in der Absonderungslehre, war auch betrübt »über

manches Geschehnis« auf seinem Lebensweg, der nicht ohne »Schatten« sei.⁷ Er war recht eigentlich immer ein selbst denkender Einzelkämpfer. Sind nicht gerade diese Einzelkämpfer notwendig, wenn Mainstream, Zeitgeist oder auch Erstarrung ganze Bewegungen zu infiltrieren oder zu lähmen suchen?

Versuch einer Einordnung

Rudolf Kretzer verstand sich in der Nazizeit nicht als Mann des aktiven Widerstands, aber wohl als jemand, der im Sinne von Apg 5,29 Gott mehr gehorchen wollte als den Menschen und der überzeugt war, dass der BfC nicht den Grundsätzen der Bibel entsprach und dass er selbst damit zum aktiven Ungehorsam berechtigt und aufgerufen war angesichts der Mehrzahl der Versammlungsgeschwister, die nach dem Verbot von 1937 in den BfC gingen.

Er selbst sah sich und seine Haltung 1946 so: »Irgendwelche politische[n] Erwägungen und irgendwelche politische Orientierung kann für mich nicht in Frage kommen. Mich bestimmen nur weltanschauliche Erwägungen!«⁸ Offensichtlich sind »religiöse« Erwägungen gemeint.

Er war Rüstungsfacharbeiter und damit eingespannt in die Kriegs- und Waffenproduktion. Er musste, als er eingezogen wurde, eine Waffe tragen – dass er sie nicht benutzen musste, empfand er als Gnade. Früh von ausländischen Freunden vor dem braunen Gift der Nazis und ihrer Christentumsfeindlichkeit gewarnt, las er die Texte, hörte er die Beteuerungen der Nazis kritisch und machte sich keine Illusionen über ihre christentumsfeind-

liche und menschenverachtende Ideologie.

Vor allem ab 1937 kam es ihm dann darauf an, zu sammeln und zu dokumentieren, immer beide Seiten zu hören, um eigenständig handeln zu können, auch wenn viele den Betörungen der Nazis erlagen. Vielleicht würde erst nach dem Untergang des »Dritten Reiches«, von dem er früh überzeugt war, eine objektive Beurteilung des BfC möglich sein.

Für alle Richtungen der internationalen und nationalen Brüderbewegung Material, möglichst alle verfügbaren Quellen (gedruckte, insgeheim vervielfältigte), zu sammeln, selbst auszuwerten oder objektiv auswerten zu lassen – für dieses Ziel scheute er weder Mühe noch Kosten, auch nicht, als er nach einem Schlaganfall, der ihn dauerhaft linksseitig behinderte, seinen Beruf verloren hatte. Er korrespondierte zeit seines Lebens mit den Entscheidungsträgern, die oft von Führern zu Verführern wurden.

Seine besondere Aufmerksamkeit galt der Brüderbewegung während der Nazizeit, seine Hochachtung dabei vor allem den theologisch unangepassten »Nichtbündlern«. Durch spätere wissenschaftliche Arbeiten wie die Dissertationen von Andrea Strübind und Andreas Liese, deren Erscheinen er nicht mehr erlebte, auch Roland Fleischers Buch *Der Streit über den Weg der Baptisten im Nationalsozialismus*, Norderstedt 2014, hätte er sich wohl in seinem Urteil bestätigt gefühlt. Sein nunmehr im Forum Wiedenest archivierter Nachlass kann noch weitere Untersuchungen anstoßen und befruchten.⁹

Hartmut Kretzer



Willy Windgasse (1887–1950)

- 7 Rudolf Kretzer an Hartmut Kretzer, handschriftlich, 24. November 1970.
- 8 Rudolf Kretzer an Dr. Hans Becker, maschinenschriftlich, 25. November 1946, S. 6.
- 9 Zum gesamten Bestand, der die ganze, auch internationale Brüderbewegung im Blick hatte, in Deutschland auch regionale Schwerpunkte und einzelne Ortsversammlungen sowie zahlreiche Fotografien von Brüdern umfasst, und zur von ihm besorgten Archivierung dieses Nachlasses im Forum Wiedenest erwägt Hartmut Wahl (Velbert) in nächster Zeit noch eine Veröffentlichung.

Es gilt ein frei Geständnis

Raphael M. Bonelli über Tabus in unserer Zeit

In seinem neuen Buch *Tabu. Was wir nicht denken dürfen und warum* analysiert der österreichische Neurowissenschaftler und Psychiater Raphael M. Bonelli die Entstehung und das Wesen von Tabus, unterscheidet funktionale von dysfunktionalen Tabus und untersucht, inwiefern die bewussten und unbewussten Abwehrmechanismen dysfunktionaler Tabus auch in unserer Gegenwart wirken.

Inhalt

Das Wort *Tabu* führt Bonelli im **Vorwort** auf den Entdecker James Cook zurück. Als Beispiele nennt er die Sexualität im Viktorianismus sowie den Holocaust, der das Tötungsverbot enttabuisierte. Heutige Tabus seien etwa Blackfacing, Vaterlandsliebe, das Relativieren des Klimawandels, die Benutzung von Wörtern wie *Zigeunerschnitzel*, das Festhalten an der Binarität der Geschlechter oder das Eingestehen religiöser Einstellungen. Tabus gingen häufig mit Sprachverboten einher, verlangten das Leugnen des Offensichtlichen und mündeten in Moralismus und jakobinischen Gesinnungsterror.

Kapitel 1 beschreibt eindrücklich, wie sehr unsere Zeit von dysfunktionalen Tabus geprägt ist. Es beginnt mit der Wiedergabe von J. D. Vance' Rede auf der Münchener Sicherheitskonferenz. Der amerikanische Vizepräsident war u. a. auf das moderne Tabu »Abtreibung« zu sprechen gekommen. Abtreibung tötet einen ungeborenen Menschen – dieses Tabu dürfe heute niemand ungestraft brechen. Ein weiteres Tabu, das Vance ansprach, war die Massenmigration. Ferner wies er darauf hin, dass das Wort *Desinformation* bereits von der Sowjetunion verwendet worden sei, um abweichende Meinungen zu diskreditieren.

Kulminationspunkt der neuerlichen Unfreiheit war die Razzia gegen einen Rentner, der den grünen Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck »Schwachkopf« genannt hatte. Die Fans von Bayer Leverkusen mussten 18 000 € bezahlen, weil sie ein Banner mit der Aufschrift »Es gibt nur zwei Geschlechter« hochgehalten hatten.

In **Kapitel 2** führt Bonelli die grundsätzliche Unterscheidung zwischen funktionalen und dysfunktionalen Tabus ein. Sinnvolle Tabus hätten schon archaische Gesellschaften und sämtliche Hochkulturen gekannt. Sie dienten der Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung, der Trennung des Heiligen vom Profanen, schützten vor Krankheit und seien Ausdruck desselben Wertesystems. Dysfunktionale Tabus hingegen gingen mit Sprech- und Denkverboten einher und schützten Götzen statt des Heiligen. Funktionale, sinnvolle Tabus seien kulturübergreifend, evident und widerspruchsfrei, während dysfunktionale den Bürger zum willenslosen Mitläufer machten, spalteten und eine Gesellschaft zersetzten.

Treffend vergleicht der Autor die Polynesier und ihre Tabuisierung des Häuptlings und des Fleischverzehr mit der heutigen Gesellschaft. Die soziale Ächtung (in Gestalt von medialem Rufmord, Kontaktschuld, digitaler Lynchjustiz) funktioniere besser als die Strafverfolgung, und dennoch gebe es heute Meldstellen für Äußerungen unterhalb der Strafbarkeitsgrenze.

Kapitel 3 nimmt sich sieben konkrete aktuelle Tabus vor: das Migrations-, Demografie-, Gender-, Klima-, Abtreibungs-, Corona- und Gottes-Tabu.

Migration: Schon 2009 habe der amerikanische Journalist Christopher Caldwell festgestellt, dass der wirtschaftliche Nutzen bei Arbeitsmigration durchaus geringer ausfalle als angenommen und die Sozialsysteme stark belastet würden. Dies gelte schon für die Arbeitsmigration nach dem Zweiten Weltkrieg, erst recht aber für die Migration nach 2015. Tabuisiert werde heute zudem die Kriminalität eingewanderter

junger Männer gegenüber Frauen sowie der eingewanderte Antisemitismus.

Demografie: Es werde verschwiegen, dass die demografische Entwicklung in den Ländern des Westens ein dramatisches Problem darstelle. Tabuisiert werde, dass die geringe Geburtenrate vor allem dem Feminismus geschuldet sei. Andere verzichteten auf Kinder gar mit dem Verweis aufs Klima. Stattdessen lagere man die Geburtenrate auf Migrantinnen aus. Pointiert bezeichnet Bonelli dies als »reproduktiven Kolonialismus«. Es werde ferner tabuisiert, dass wir aufgrund der Massenmigration einen Bevölkerungswandel erleben würden, der mit dem der USA nach der Entdeckung und Besiedlung vergleichbar sei.

Gender: Bonelli schildert ausführlich den Fall von Marie-Luise Vollbrecht, die als Biologin an der Binarität der Geschlechter festhielt und daraufhin geächtet und als transfeindlich bezeichnet wurde. »Im Namen der Freiheit wird die Freiheit der anderen radikal beschnitten« (S. 90). Das Perfide sei, dass dies mit dem Selbstbestimmungsgesetz nun strafbewehrt sei: Fürs Misgendern, also die Ansprache mit dem biologischen Geschlecht, und fürs Deadnaming, also die Ansprache mit dem ursprünglichen Vornamen, seien Strafen von bis zu 10 000 € angesetzt. Sogar eine Transfrau namens Emilia Perez geriet in Ungnade, als sie sich über Diversitätsbemühungen Hollywoods lustig machte. »Die woke Revolution frisst ihre eigenen Kinder«, schreibt Bonelli lapidar (S. 94).

Klima: Der Autor leugnet nicht, dass ein stabiles Klima für die Menschheit wichtig ist. Er stellt aber fest, dass die Grünen ein libidinöses Verhältnis zur Katastrophe entwickelt hätten und dass renommierte Klimaforscher wie Hans von Storch, die den Alarmismus nicht teilten, gecancelt würden. Pointiert schreibt er, das Klima sei für den Menschen da, nicht der Mensch fürs Klima (S. 97). Zu Recht spricht er von einer Öko-Religion und bezeichnet das Klima als neuen Götzen. Gefährlich werde es da, wo der höhere Zweck, die Rettung des Planeten, jedes Mittel rechtfertige, also auch menschliche Kollateralschäden in Kauf zu nehmen seien.

Abtreibung: Bonelli konstatiert zunächst, dass der Schutz des ungeborenen Lebens in allen Weltreligionen eine wichtige Rolle spielt. Tabuisiert werde heute, dass das Lebensrecht frontal mit der Selbstbestimmung der Frau kollidiert. Ebenso tabuisiert würden

die posttraumatischen Belastungsstörungen vieler Frauen, die abgetrieben hätten. Lebensschützer und ihre Demonstrationen würden hingegen aggressiv abgewehrt und dämonisiert.

Corona: Von der Corona-Pandemie behauptet Bonelli, abweichende Meinungen seien ebenfalls tabuisiert worden. Auch im Nachhinein habe man eine Aufarbeitung verweigert.

Gott: In diesem Abschnitt geht Bonelli der Frage nach, warum ein verbindlicher Glaube, der Glaube bibeltreuer Christen, so oft als Bedrohung wahrgenommen wurde und wird. Die Rede ist von einem Glauben, nach dem nicht alle in den Himmel kommen und Gott eine Entscheidung fordert und den Sünder bestraft. Andere Minderheiten würden geschützt, Christen (im oben beschriebenen Sinn) jedoch nicht. Bonelli macht verschiedene Ursachen dafür aus. Vor allem beinhalte der christliche Glaube einen Gott, der Menschen gebieten dürfe, und das widerspreche fundamental dem vorherrschenden Individualismus und unserer narzisstischen Gesellschaft. Die Achtundsechziger hätten diesen Glauben als Angriff auf die Freiheit gedeutet, während in Wahrheit erst die Gebundenheit an Gott von den Begierden befreie und zu wahrer Freiheit führe. Schließlich verweigere sich der christliche Glaube totalitären Ideen und dem Zeitgeist. Deswegen sei er sowohl vom Nationalsozialismus als auch vom Kommunismus als Bedrohung wahrgenommen worden und werde auch heute noch als subversiv empfunden.

In **Kapitel 4** untersucht Bonelli, wie Tabus entstehen und wie sie aufrechterhalten werden. Im Unterschied zu Kapitel 5 geht es um unbewusste psychologische Abwehrmechanismen.

Ein Mechanismus bestehe darin, dass auf den drohenden Tabubruch mit **Aggression** reagiert werde. Das »N-Wort« zu sagen, ernte heute dieselben Reaktionen, wie wenn man 1890 »Penis« gesagt hätte. Am Beispiel des Tübinger Oberbürgermeisters Boris Palmer macht der Autor deutlich, wie die aggressive Abwehr des drohenden Tabubruchs funktioniert – am Ende stand der erzwungene Parteiaustritt.

Ein weiterer Mechanismus sei die **Verdrängung** eines Problems in Verbindung mit neurotischer Fixierung. So heiße es z. B. reflexartig, nicht alle Migranten seien böse.

Verwandt damit sei der Mechanismus der **Verschie-**

bung. Nicht Morde durch antisemitische Migranten seien das Problem, sondern die Berichterstattung darüber. Den Messerattacken folgten »Demos gegen rechts«. Das ist nach Bonelli eine klassische Täter-Opfer-Umkehr und *Victim Blaming*.

Ähnliches passiere bei der **Verleugnung**. Ein systematisches Problem wie der gewalttätige, frauenfeindliche oder antisemitische Migrant werde vom Feminismus nicht thematisiert, der durch Transition zerstörte Mensch werde zum Einzelfall erklärt, der drohende demografische Kollaps oder die bedrohte Meinungsfreiheit würden schlichtweg gelehnet.

Beliebte Abwehrmechanismen seien überdies **Rationalisierung** und **Intellektualisierung**. Abtreibung z. B. werde als Frage der »reproduktiven Selbstbestimmung« diskutiert. Man flüchte sich in Abstraktionen über das Dilemma und verschweige, dass es ganz banal um die Tötung ungeborenen Lebens gehe.

Ein weiteres Phänomen sei das **Moral Licensing**. Angesichts von kognitiver Dissonanz – ein Klimakleber wird z. B. überführt, nach Bali geflogen zu sein – beklage niemand mehr Doppelstandards, sondern dem Klimakleber werde aufgrund seines Aktivismus ein moralisches Guthaben zugestanden, das die Flugreise rechtfertige.

Schließlich gebe es noch die **Projektion**: Intolerant, aggressiv und dialogunwillig seien per se nur die anderen; der Hassrede könnten sich nur die Bösen bedienen.

Wer trotz kognitiver Dissonanz an seinen Überzeugungen festhalte, reagiere besonders aggressiv und lasse nur noch seine Meinung gelten. Die Reaktion auf die Vance-Rede in München sei die einer narzisstischen Kränkung gewesen. So habe man zum Gegenangriff ausgeholt, Schuldzuweisungen gemacht, sich empört und moralisch erhoben. Der Westen betrachte sich selbst als Monster: Als Kolonialist sei man schuld am Zustand des afrikanischen Kontinents, zudem sei man des Sexismus und Rassismus und der CO₂-Emission überführt. In Wahrheit kritisiere man aber nicht sich selbst, sondern seine reaktionären Vorgänger. Die »neuen Anständigen« haben nach Bonelli keine Meinung, sie sind ihre Meinung. Eine abweichende Meinung zuzulassen würde daher ein Hinterfragen des Selbstbildes erfordern.

Kapitel 5 handelt von Propaganda- und Manipulationsmethoden, die eingesetzt werden, um Meinun-

gen einer Gesellschaft zu tabuisieren, sodass völlig gewöhnliche Ansichten innerhalb von Jahrzehnten unsagbar werden. Die UdSSR habe relativ schnell erkannt, dass es nicht so wichtig sei, zu wissen, was der Feind denkt, sondern zu beeinflussen, was der Feind denkt. So sei die Friedensbewegung massiv durch die Sowjetunion beeinflusst gewesen, und auf diese Weise habe man wirkungsvoll eine stärkere Aufrüstung verhindert. Auch das negative Selbstverständnis des Westens sei stärker von der Sowjetunion beeinflusst, als uns lieb und bewusst sei.

Der Autor nennt eine ganze Reihe von Argumentationsweisen, die manipulativen Charakter haben, u. a. das **Strohmann-Argument** (wer gegen eine CO₂-Steuer ist, ist gegen Umweltschutz), das **Ad-personam-Argument**, das Konstruieren falscher Dilemmata (entweder für Migration oder Nazi) oder den **What-aboutism** (der Angriffskrieg Putins ist schlimm, aber was ist mit der NATO? Antisemitismus ja, aber was ist mit Gaza?). Auch **Agenda-Setting** gehört zu diesen Manipulationstechniken (jedes Wetter wird in einen Zusammenhang zum Klima gestellt). Beim **Astrourfing** wird mittels Trollfabriken eine große Bewegung vorgetäuscht, bei der **Euphemismus-Tretmühle** werden immer neue Euphemismen erdacht, um die Realität zu beschönigen. Bonelli nennt auch **Big Lie** als Manipulationstechnik; demnach gibt es tatsächlich Verschwörungstheorien, die v. a. der Komplexitätsreduktion dienen. Ferner nennt er das **Gaslighting** (das Gegenüber wird dazu gebracht, den eigenen Gefühlen zu misstrauen) und die **Fuß-in-die-Tür-Technik** (man beginnt mit einer scheinbar harmlosen Forderung wie der Anrede von Männern und Frauen, um beim Gendern zu landen).

In **Kapitel 6**, dem meines Erachtens wichtigsten, wendet sich der Autor den Kennzeichen dysfunktionaler Tabus zu und wie man sie loswerden kann. Klimareligion, Wokismus, Multikulturalismus – all das seien im Grunde Anmaßungen des Göttlichen. Je weniger man Gott fürchte, desto mehr wucherten dysfunktionale Tabus. Sie dienten vor allem dem Machterhalt bestimmter Ideologien, konditionierten Menschen, die Wörter wie *Indianer* unterließen, um Ungemach zu vermeiden, aber nicht, weil sie überzeugt seien. Dies führe zur Verleugnung des Offensichtlichen und schließlich zur Verleugnung des eigenen Gewissens. Bei funktionalen Tabus gehe es

um echte Amoralität und Schuld. Dysfunktionale Tabus nähmen einem hingegen Verantwortung ab, so dass man sie beachten und gleichzeitig diskriminieren und denunzieren könne. Wer dysfunktionalen Tabus Gehör schenke, habe Angst, ins Fettnäpfchen zu treten. Alle Großen der Geschichte hingegen hätten dysfunktionale Tabus gebrochen. Die eigentliche Ursache für dysfunktionale Tabus sei, dass Gott im Herzen durch Götzen ersetzt worden sei, wie der Autor mit Rückgriff auf den Schriftsteller G. K. Chesterton zu bedenken gibt. Die Einschränkung der Freiheit beginne stets mit Sprachtabus. Sich die Redefreiheit zurückzuholen, sei daher die erste Maßnahme gegen staatliche Zersetzung der Privatsphäre.

Es schließt sich der meines Erachtens brillianteste Abschnitt des Buches an, nämlich Bonellis Ausführungen zur Parrhesia, die er nach eigenen Angaben dem Philosophen Michel Foucault verdankt: »Parrhesia (eingedeutscht auch Parrhesie) bezeichnet das freimütige Reden oder den Mut, über alles sprechen zu können. Parrhesia ist ein Ausdruck der besonderen Liebe zur Wahrheit. Wer Parrhesia praktiziert, sieht es als Pflicht, die für sich erkannte Wahrheit auszusprechen, auch wenn es das Eigeninteresse gefährdet. In Parrhesia ist der Sprecher sich seiner inneren Freiheit bewusst und wählt – wenn es sein muss – Ehrlichkeit statt Überredung, Kritik statt Schmeichelei und Risiko statt Sicherheit. Parrhesia ist das Heilmittel gegen Lüge, Denkvorschriften und Sprachpolizei« (S. 195).

In **Kapitel 7** schreibt Bonelli in Anlehnung an den Philosophen Hermann Lübbe, dass weder die NS-Verbrechen noch die Verbrechen im Namen des Kommunismus aufgrund moralischer Gleichgültigkeit begangen worden seien. Es sei bei beiden um nichts weniger als die Ausmerzungen des Bösen gegangen. Aber der Zweck heilige niemals die Mittel, das »Pathos der Menschheitsrettung« habe nichts von seiner Gefährlichkeit verloren.

Bonelli beschließt sein Buch mit einer Unterscheidung zwischen dem moralischen Menschen, der einer objektiven Moral folgt, und dem Gesinnungsmenschen, der seiner subjektiven Gesinnung folgt und dem zur Durchsetzung dieser Gesinnung jedes Mittel recht ist. Schon der Soziologe Max Weber habe weit-sichtig vor den Folgen einer reinen Gesinnungsethik gewarnt, und der Wokismus sei die reinste Form der Gesinnungsethik. Der Autor hegt jedoch die Hoff-

nung, dass ein Paradigmenwechsel bevorsteht und wir die dysfunktionalen Tabus abschütteln können.

Würdigung

Ich stimme Bonelli weitgehend zu. Seine Charakterisierung der »neue Anständigen« lässt aufhorchen. Besonders treffend analysiert er, inwiefern es sich bei dem Zusammenstoß zwischen dem Gesinnungsmenschen mit seiner subjektiven Moral und dem moralischen Menschen mit seiner objektiven Moral um einen *Clash of Civilizations* handelt. Kurzum: Ich habe sehr von der Lektüre profitiert und empfehle das Buch dringend weiter.

Vermutlich ist die Situation wirklich so dramatisch wie von Bonelli angedeutet. Denn mit dem Selbstbestimmungsgesetz ist Herbert Marcuses »repressive Toleranz«, die nur noch eine Meinung zulässt, bereits in ein Gesetz gegossen worden. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit desjenigen, der Transition für einen Irrweg und eine Hybris hält – der Mensch schwingt sich zum Schöpfer seiner selbst auf und überschreitet die Grenze zwischen Geschöpf und Schöpfer! –, muss hinter dem Selbstbestimmungsrecht desjenigen, der die Transition vollzieht, unter Androhung staatlichen Zwangs zurückstehen.

Gegen solches Unrecht und eine solche Gesinnungsdiktatur seine Stimme zu erheben, erfordert in der Tat den Freimut eines Petrus und Johannes (vgl. Apg 4). Aber genau dazu ist der Heilige Geist seit Pfingsten unter den Gläubigen, wie es Philipp Spitta so treffend in seinem Pfingstlied ausgedrückt hat:

»Es gilt ein frei Geständnis / in dieser unsrer Zeit, / ein offenes Bekenntnis / bei allem Widerstreit.«

»Und nun, Herr, sieh an ihre Drohungen und gib deinen Knechten, dein Wort zu reden mit aller Freimütigkeit« (Apg 4,29) – das sollte auch das tägliche Gebet derjenigen sein, die sich dem Ungeist unserer Zeit nicht unterwerfen wollen.

Marcel Haldenwang



Raphael M. Bonelli:
Tabu
Was wir nicht denken dürfen und warum
 edition a, Wien 2025
 ISBN 978-3-99001-826-2
 geb., 160 Seiten, € 20,00

Matthias Hilbert:

Gute Gründe, der Bibel zu vertrauen

Warum die historisch-kritische Theologie nicht überzeugt

Hamburg (Books on Demand)

2025

Paperback, 184 Seiten

ISBN 978-3-8192-6676-8

€ 12,00

In unserer Gesellschaft spielt die Bibel schon seit längerem nur noch eine geringe Rolle. Die Gründe dafür sind vielfältig. Ein wesentlicher Aspekt ist, dass die Glaubwürdigkeit der Bibel insbesondere seit der Epoche der Aufklärung zunehmend durch die Bibelkritik infrage gestellt und angegriffen worden ist. So ist es zu begrüßen, dass der pensionierte Religionslehrer Matthias Hilbert ein Buch zu diesem Thema veröffentlicht hat.

Im ersten Teil widmet er sich der historisch-kritischen Theologie und weist deren Problematik, Unhaltbarkeit und Unwissenschaftlichkeit nach. Hilbert schreibt: »Bei der Beschäftigung mit der Frage nach der Glaubwürdigkeit der Bibel und derjenigen der historisch-kritischen Theologie bzw. Exegese (Auslegung) ist mir schon früh aufgefallen, dass deren vermeintliche Ergebnisse allzu oft lediglich auf Prämissen und Spekulationen, auf Vorurteilen und Unterstellungen beruhen, nicht aber als Resultat unvoreingenommener historischer Untersuchungen gelten können« (S. 7). Die Gesamtproblematik bringt auch der Heidelberger Theologe und Bibelwissenschaftler

Klaus Berger in seinem Buch *Die Bibelfälscher. Wie wir um die Wahrheit betrogen werden* auf den Punkt. Hilbert zitiert ihn zustimmend: »Die historisch-kritische Exegese der letzten 200 Jahre hat alles Porzellan im Haus der Christenheit zerschlagen. Bis hin zur letzten Blumenvase. (...) Sie hat viele Theologiestudierende zum Abbruch ihres Studiums gebracht und lieferte vielen Menschen wohlfeile Argumente, um aus der Kirche auszutreten. Sie hat den Atheismus gefördert (...). Sie hat stets den kritischen Verstand befeuert und vermutlich niemanden zum Christentum bekehrt. (...) Wenn aber der Exeget bei seinem Tun selbst nicht weiß, wo er steht, dann dringen Ersatz-Weltanschauungen in das zarte Gewebe ein, an dem er arbeitet« (S. 8). Ein Zitat von C. S. Lewis soll diese Argumentationslinie abschließen: »Sie behaupten, ihre Forschungen hätten zu dieser Lehre geführt. Aber in Wirklichkeit haben sie zuerst ihre Lehre aufgestellt und dann auf dieser Grundlage ihre Forschungen interpretiert« (S. 9).

Nach diesen grundsätzlichen Erwägungen skizziert Hilbert kurz die Umkehr der Theologieprofessorin Eta Linnemann (1926–2009). Sie hatte sich 1970 in Marburg bei den bekannten Vertretern der historisch-kritischen Methode Rudolf Bultmann und Ernst Fuchs habilitiert. 1978 kam sie zum Glauben, verwarf ihre alten Einsichten und bekämpfte fortan diese Methode.

Im Folgenden stellt Hilbert die grundlegenden Thesen der historisch-kritischen Methode vor und macht ihre zentralen Schwachstellen deutlich, gipfelnd in einem Zitat von Joseph Ratzinger: »Bibel-

auslegung kann in der Tat zum Instrument des Antichristen werden« (S. 24).

Danach behandelt der Verfasser das Thema »Gotteswort oder Menschenwort« und verdeutlicht dabei auch die historische Glaubwürdigkeit der biblischen Texte. Er fasst zusammen: »Was die Glaubwürdigkeit der in den neutestamentlichen Texten gemachten Angaben und Aussagen angeht, so sind die historisch-kritischen Theologen in ihrem grundsätzlichen, vorurteilsbeladenen Skeptizismus und ihrem Hang zur permanenten Problematisierung der biblischen Texte und zur Schaffung immer neuer Hypothesen oftmals kritischer als die ›gelernten Historiker‹ selbst« (S. 33). Er zitiert auch F. F. Bruce: »Wir haben viel mehr Unterlagen für die neutestamentlichen Schriften als für die meisten Schriften klassischer Autoren, deren Echtheit anzuzweifeln niemandem einfallen würde. Wäre das Neue Testament eine Sammlung von weltlichen Schriften, so wäre seine Echtheit im Allgemeinen über allen Zweifel erhaben. Es ist eine seltsame Tatsache, dass Historiker den neutestamentlichen Schriften oft viel bereitwilliger Vertrauen geschenkt haben als viele Theologen« (S. 34). Die Göttinger Althistorikerin Helga Botermann ergänzt: »Seit Jahren bin ich schockiert über die Art, wie die Neutestamentler mit ihren Quellen umgehen. Sie haben es geschafft, alles so infrage zu stellen, dass sowohl der historische Jesus wie der historische Paulus kaum noch fassbar sind. Wenn die Althistoriker diese Maßstäbe übernehmen, könnten sie sich gleich verabschieden. Es

gäbe nicht mehr viel zu bearbeiten« (S. 34).

Im nächsten Kapitel legt der Autor hilfreiche Gedanken zum »rechten Umgang mit der Bibel« dar, wobei aber folgende Formulierung befremdet und auch nicht gut in den sonstigen Tenor des Buches passt: »Die *Hoffnung* aber, dass Gott in seiner großen Barmherzigkeit und Liebe dennoch einen Weg finden wird, auch die in der Hölle Verweilenden seines Heils eines Tages teilhaftig werden zu lassen, – diese *Hoffnung* brauchen wir deshalb nicht aufzugeben« (S. 43f.).

Weitere Themen sind dann Geburt und Auferstehung Jesu. Diese insgesamt überzeugende Darlegung wird durch einzelne Aussagen über die Verfasser der Evangelien etwas getrübt, lassen sie sich doch nur schwer mit dem Prinzip der göttlichen Inspiration vereinbaren. Hilbert spricht allgemein von Erinnerungen an vergangene Ereignisse und schreibt dann: »Wie unterschiedlich der eine oder andere der Anwesenden die Details des Geschehnisses nach seiner Erinnerung wiedergibt und wie man sich dabei zum Teil gegenseitig korrigiert ... das Kernereignis also ... aber zweifelsfrei übereinstimmt und so die Beweiskraft erhält« (S. 67). »Möglicherweise war es bei dem Überlieferungsprozess auch zu der einen oder anderen Ungenauigkeit und Abweichung oder bei den Verfassern auch zu eigenen Erinnerungsfehlern und -lücken im Detail gekommen« (S. 67). – Da gibt es doch bessere Argumente in Bezug auf die Harmonisierung scheinbar widersprüchlicher Aspekte.

Der erste Teil schließt mit einer

ausführlichen Erörterung der Bedeutung des Kreuzestodes Jesu ab.

Im zweiten Teil behandelt der Autor das Thema »biblischer Realismus« in Bezug auf Gott den Schöpfer, den Menschen und die Sünde, die Existenz des Bösen, das Volk Israel und die Zeichen der Endzeit. Diese Erörterungen sind hilfreich, da sie biblische Hauptlinien herausarbeiten und diese oft gegen den antibiblischen Mainstream abgrenzen. Sehr spezielle Erörterungen, z. B. über das geniale Verhalten der Bienen, können dabei auch überblättert werden. Der durchaus interessante Teil über die Geschichte des Volkes Israel ist ebenfalls recht ausführlich, hat Hilbert doch u. a. zum Ziel, den Antisemitismus in einen großen Zusammenhang zu stellen und zu erläutern, dass der Kampf gegen Israel letztlich eine Form des Widerstandes gegen Gott und Christus ist. Im letzten Teil spart der Autor dann auch nicht mit berechtigter Kritik an den Kirchen und zeigt nachvollziehbar, wie sie weitgehend zum Opfer des Zeitgeistes geworden und von der biblischen Lehre abgewichen sind. Hier wäre noch zu ergänzen, dass ihre unbiblischen Ideen mittlerweile auch zunehmend in evangelikale Bereiche eindringen.

Alles in allem kommt dem Buch das Verdienst zu, wesentliche Themen rund um die Bibel und deren Botschaft transparent zu machen und von dieser her zu reflektieren. Es ist sehr gut recherchiert und mit vielen Nachweisen versehen. Nur nebenbei soll erwähnt werden, dass einige Personen, von denen zum Teil zustimmungswürdige Zitate abgedruckt werden, aus



der aufgezeigten biblischen Perspektive weltanschaulich problematisch sind. Bei einigen Themen deutet der Autor Sichtweisen auch nur kurz an, ohne sie weiterzuführen (z. B. 24-Stunden-Tage am Anfang der Bibel). Das Sprachniveau ist angemessen akademisch-präzise, ohne künstlich kompliziert zu sein.

Insgesamt lohnt sich also die Lektüre, auch weil hier die weltanschauliche Bedingtheit etlicher aktueller Diskussionsthemen deutlich wird. So können wir dem Epilog zustimmen: »In diesem Buch wurde versucht, »gute Gründe« für die Glaubwürdigkeit der Bibel vorzulegen. Sie können im besten Fall Glaubenshilfe leisten und das Vertrauen in Gottes Wort stärken. Gott und die Wahrheit seines Wortes [zu] *beweisen* vermögen sie naturgemäß nicht. An Gott zu *glauben*, ihm und seinem Wort zu *vertrauen*, das bleibt uns weiterhin aufgetragen. Es ist letztendlich eine existenzielle Entscheidungsfrage, vor der wir stehen und bei der es um buchstäblich »alles« geht« (S. 174).

Jochen Klein

Wo man Gott begegnen kann

Die Bedeutung von Bergen ist für uns Menschen sehr unterschiedlich. So ist es z.B. noch gar nicht so lange her, da hatten die Gipfel unserer Alpen für die Bewohner gar keine Namen, denn sie waren für sie ohne Bedeutung. Die Älpler waren Bauern, und von den Bergen kamen höchstens Muren oder Schneelawinen, die ihnen das Leben schwer machten.

Andererseits haben große, majestätische Bergmassive die Menschen stets beeindruckt und inspiriert, vor allem dann, wenn sie in einer Landschaft unübersehbar hervorragten.

Auch in der Bibel spielen Berge schon früh eine Rolle. Von einem Berg, dem Sinai, verkündete Gott seinem Volk Israel seine heiligen Gesetze. Von einem anderen Berg, dem Nebo, zeigte Gott dem Mose das Land Israel. Der »Berg Zion«, ein Synonym für Jerusalem, spielt in der Bibel eine große Rolle. Vielleicht hatte sich von daher im späteren Israel die Annahme verbreitet, Gott auf Höhen und Berggipfeln finden zu können, vielleicht weil man meinte, Gott dort »näher« zu sein.

Eine Frau, der Jesus in der samaritanischen Stadt Sichar begegnet, erwähnt diese Haltung. Sie meint, Anbetung müsse an bestimmte Orte gebunden sein, an einen bestimmten Berg oder eine bestimmte Stadt: *»Unsere Väter haben auf diesem Berg angebetet, und ihr sagt, dass in Jerusalem der Ort sei, wo man anbeten müsse.«* Doch Jesus gibt ihr und uns eine Belehrung, die bis heute gilt: *»Frau, glaube mir, es kommt die Stunde, da ihr weder auf diesem Berg noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet.«* (Joh 4,20.21).

Berge sind eben Berge und keine Orte, an denen rituelle Begegnungen mit Gott vorprogrammiert sind. Berge sind oft wunderbar. Aber Gott bindet sich nicht an sie oder überhaupt an einen bestimmten Platz dieser Welt. Er lässt sich von denen finden, die ihn aufrichtig suchen – vielleicht auf einem Berg, vielleicht aber auch ganz woanders.

Karl Otto Herhaus

(aus: *Leben ist mehr*)